



Cornelia Klauß und Frank Böttcher (Hg.)

# UNERKANNT DURCH FREUNDES LAND

Illegale Reisen durch das Sowjetreich



Dritte, erweiterte Auflage

Lukas Verlag

Unerkannt durch Freundesland

MINISTERIUM DES INNERN  
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK  
МИНИСТЕРСТВО ВНУТРЕННИХ ДЕЛ  
ГЕРМАНСКОЙ ДЕМОКРАТИЧЕСКОЙ РЕСПУБЛИКИ

# Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr

Вкладка в удостоверение личности на безвизовые поездки

Diese Reiseanlage berechtigt den Inhaber des Personalausweises  
für Bürger der DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Эта вкладка дает право владельцу удостоверения личности для  
граждан Германской Демократической Республики

Nr. J 0737336

einmal nach der ~~VR Bulgarien, VR Rumänien, VR Ungarn, VR Polen, UdSSR, CSSR, Ungarische VR~~

на однократный выезд на автомобиле в

über VR Polen, UdSSR, CSSR, Ungarische VR ~~VR Bulgarien, VR Rumänien, VR Ungarn~~

через ~~VR Bulgarien, VR Rumänien, VR Ungarn~~

~~VR Bulgarien, VR Rumänien, VR Ungarn~~ auszureisen und sich in diesem Land bis

zu **- 26 -** Tagen aufzuhalten.

и на пребывание в этой стране до ..... дней.

Die Reiseanlage ist den Grenzorganen der DDR bei der Aus-  
und Wiedereinreise vorzulegen und verliert 6 Monate nach dem  
Datum der Ausstellung ihre Gültigkeit.

Вкладка в удостоверение личности, которая действительна в те-  
чение 6 месяцев со дня выдачи, предъявляется пограничным ор-  
ганам ГДР при выезде и въезде.

Mit ihm reisen ..... in seinem Personalausweis ein-  
getragene Kinder.

Вместе с ним следует ..... детей, зарегистрированных в его  
удостоверении личности.

19.05.1987

Ausstellungsdatum  
дата выдачи

Stempel  
печать

Unterschrift  
подпись

Cornelia Klauf und Frank Böttcher (Hg.)

# **UNERKANNT DURCH FREUNDESLAND**

Illegale Reisen durch das Sowjetreich

Lukas Verlag

Schreibweise und Benennung der auf dem Gebiet der damaligen Sowjetunion liegenden Orte, aber auch die lautmalerische Umschrift von Begriffen oder Sätzen folgen meist dem in der DDR üblichen Gebrauch, weil dies am besten dem historischen Kontext des Buches entspricht.

Wenn sich manche Aussagen in den Texten zu widersprechen scheinen, liegt dies daran, dass unterschiedliche Erfahrungen gemacht wurden. In der DDR und der UdSSR, wo Willkür zur Staatsräson gehörte, war das durchaus möglich. Im Übrigen spiegelt alle Erinnerung zwar die Wirklichkeit, ist aber nicht mit der Wahrheit identisch.

Soweit nicht anders angegeben, stammen die Fotografien von den Autoren der jeweiligen Textbeiträge. Die Fotos auf dem Umschlag stammen von Michael Beleites, Iduna Böhning, Robert Conrad, Thomas Frick, Stephan Gast, Frank Hawemann, Mathias Jahnke, Michael Möller, Jürgen van Raemdonck, Karin van Raemdonck und Wolfgang Scholz. Die Postkarten auf den Umschlaginnenseiten hat Christian Hufen aus seiner Sammlung zur Verfügung gestellt, Michael Beleites das Transitivisum auf dem Frontispiz.

Die Herausgeber und der Verlag danken der Hans-Böckler-Stiftung für die Unterstützung der Drucklegung.

© by Lukas Verlag  
Erstausgabe  
1. Auflage 2011  
2., durchgesehene Auflage 2011  
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte  
Kollwitzstraße 57  
D-10405 Berlin  
[www.lukasverlag.com](http://www.lukasverlag.com)

Korrekturat: Gisela Klauß, Susanne Werner  
Druck: Elbe-Druckerei Wittenberg

Printed in Germany  
ISBN 978-3-86732-076-4

# INHALT

|  |     |
|--|-----|
| Editorial.....   | 8   |
| Vorwort .....  | 11  |
| Schnee von vorgestern .....                              | 15  |
| WLADIMIR KAMINER   |     |
| Litauische Wolken. Reisen ins sowjetische Baltikum ..... | 19  |
| MICHAEL BELEITES   |     |
| Ein Landstreicher mit Bibeln im Faltbeutel .....         | 49  |
| GERNOT FRIEDRICH   |     |
| Okudshawa im Gepäck .....                                | 64  |
| EKKEHARD MAASS   |     |
| Eine Reise nach Leningrad. Schulaufsatz 1978 .....       | 87  |
| JOHANNES SCHWÄRSKY                                       |     |
| Vom Wohnkomplex 5 E in Hoywoy ans Schwarze Meer .....    | 93  |
| IDUNA BÖHNING  |     |
| Abenteuer im Märchenland .....                           | 103 |
| MICHAEL MÖLLER   |     |
| Reisenotizen .....                                       | 115 |
| ULRICH HENRICI   |     |
| Durchs wilde Turkestan .....                             | 119 |
| HELMUT SCHULZE   |     |
| Mit erfrorenen Füßen am Pik Lenin .....                  | 131 |
| ULRICH HENRICI   |     |

|   |     |
|---|-----|
| Mit dem Eissegler über den Baikalsee .....  | 140 |
| UWE WIRTHWEIN   |     |
| Sportiwnaja komandirovka – Sportler auf Dienstreise .....   | 149 |
| ANDRÉ NICKL   |     |
| Zuletzt las Lewan Gedichte georgischer Surrealisten auf Georgisch vor .....   | 159 |
| FRANK BÖTTCHER  |     |
| Mein Siebentausender war die Krim .....   | 185 |
| HARTMUT BEIL  |     |
| Wir sind von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang immer nur geradelt .....   | 200 |
| MATHIAS JAHNKE  |     |
| Wegen eines gelochten Fahrscheins unter Spionageverdacht .....  | 211 |
| ROBERT CONRAD   |     |
| Asien begann in Makat .....   | 221 |
| UTZ TAYERT  |     |
| Farbabbildungen .....   | 258 |
| Die Enkel vom Arbat .....   | 320 |
| STEPHAN GAST  |     |
| Wir waren Verrückte und wollten es auch bleiben.<br>Ein ungewöhnlicher Fluchtplan .....                             | 329 |
| JÜRGEN VAN RAEMDONCK  |     |
| Sommerreise .....   | 337 |
| TINA BARA MIT MARTIN CLAUS  |     |
| Individualreisen in die Sowjetunion .....   | 350 |
| CARLO JORDAN  |     |
| Unterwegs im Land des »Bruderorgans«. Transitabweichler und<br>Reisegruppenflüchtige im Spiegel der MfS-Akten ..... | 360 |
| CHRISTIAN HALBROCK  |     |

|   |     |
|---|-----|
| Aus dem Mittelgebirge zu den Dächern der sozialistischen Welt.<br>Bergsteiger in der DDR..... | 390 |
| KAI REINHART  |     |
| Gustav Ginzler und sein Misthaus .....  | 408 |
| KARSTEN KÖNIG   |     |
| Versuch über die historische Mission .....  | 412 |
| CHRISTIAN HUFEN   |     |
| Von Anorak bis Zentralrat. Kleines ABC des sowjetischen Tourismus .....                       | 419 |
| CHRISTIAN NOACK   |     |
| Die Autoren und Fotografen .....  | 437 |

## Editorial

Wir befinden uns im Jahre einundzwanzig nach der »Wende«. Die Geschichte der DDR und alle Geschichten ihrer vielfältigen alternativen, oppositionellen oder künstlerischen Szenen sind längst erzählt. Alle Geschichten? Nein! Ein einziges, letztes Völkchen von Bergsteigern, Aussteigern und Landstreichern ist von den neuzeitlichen Ethnologen noch immer kaum entdeckt oder gar gewürdigt worden. Erstere machen es Letzteren aber auch wahrlich schwer, passen sie doch in keines der gängigen Bilder von der verflossenen Ära: Weder gehörten sie zur blaubehemdeten Staatsjugend noch kultivierten sie Wut und Verzweiflung angesichts der deprimierenden Herrschaft von senilen Doktrinären, schizophrenen Spitzeln, dummen Bürokraten und beflissenen Karrieristen. Kaum einer von ihnen riskierte den Knast, und nur einige gingen in den Westen. Die Strategie, die sie verfolgten, war eine ganz andere: Sie überwandten die physischen und ideologischen Grenzen des Staates – ein überaus gestrenger Übervater –, indem sie seine Regeln selbstbewusst, beiläufig und fröhlich ignorierten. Sie nutzten mit List gewisse gesetzgeberische Lücken, fragten nicht lange und nahmen einfach, was sie begehrten. Da der Weg selbst das Ziel war, konnten sie ihn beschreiten, auch wenn er in die eine Richtung von Zäunen, Mauern und Selbstschussanlagen versperrt war. Costa Rica oder Georgien, Nepal oder Tadshikistan, worin bestand, wenn man einmal unterwegs war, eigentlich der Unterschied? Fremd, fern, südlich und exotisch war jedes von ihnen, und auch hohe Berge gab es hier wie dort. Und wer dann einmal wochenlang durch das größte Land der Erde getrampt, in den gewaltigen Gebirgen der Fünf- und Siebentausender gewandert oder auf der Kurischen Nehrung die Wolken beobachtet, ja sogar den KGB düpiert hatte, der trug, wenn er in jenes armselige Land Liliput zurückkehrte, welches seine einzige Heimat und sein Gefängnis zu sein sich anmaßte, einen wissenden Glanz in den Augen und Stolz in den Schultern und war fortan stark und unbezwingbar. Er war jetzt nur noch dem Papier nach ein Leibeigener des einfältigen Königs, der seine Untertanen zu Unmündigen machen wollte; in Wahrheit war er frei.

Diese besondere Geschichte zu erzählen, ist Anliegen des vorliegenden Buches. Es berichtet von einem paar Dutzend junger Leute, die vor allem in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufbrachen, um die eigenen und die Grenzen ihres Geburtslandes zu überwinden. Sie waren zweifellos eine Minderheit, aber sie waren nicht wenige. Vor, mit und nach ihnen bereisten auf ähnlichen Wegen einige Hundert, womöglich gar einige Tausend Individualisten das riesenhafte Bruderland der doch eigentlich noch viel begrenzteren Möglichkeiten. Manche unter ihnen kannten sich, versorgten sich mit Adressen und Anregungen, zeigten einander im Nachgang die Dias und verborgten selbstverfertigte Ausrüstungsgegenstände für die Berge. Und wer sich nicht kannte, erkannte den anderen Transitreisenden daheim in Leipzig, Dresden, Berlin oder Rostock bei-

spielsweise an der grauen swanetischen Filzkappe oder der usbekischen *tjubetejka* auf dem Kopf. Man wusste voneinander, was aber nicht bedeutete, dass auch all die übrigen Menschen in der DDR Bescheid wussten. Und das war auch gut so. Diese anderen sollten ihre Sommer ruhig weiter auf den Zeltplätzen am Balaton oder bei Burgas totschlagen, ihre Bäuche und Schädel mit Schwarzbier im Prager Ů Fleku abfüllen oder durch den östlichen Harz spazieren, ohne sich jemals auch nur auf den gesperrten Brocken zu sehnen. Die verwegenen Avantgardisten, denen die ewiggleichen Touren nach Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und in die ČSSR zum Glückhsein nicht ausreichten und die sich deshalb mehr oder weniger illegal durch die elf Zeitzonen der Sowjetunion schummelten, bildeten keineswegs eine homogene, verschworene, elitäre Gemeinschaft, aber sie prahlten auch selten herum mit dem, was sie geleistet und erfahren hatten.

Diese Zurückhaltung mag ein Grund dafür sein, dass das Transitreisen »un-erkannt durch Freundesland« nach der Zäsur von 1989/90 fast zwei Jahrzehnte lang bestenfalls peripher thematisiert worden ist. Die erste populäre Behandlung erfuhr es – neben anderen Aspekten der Alternativkultur – 2004 in dem von Michael Rauhut und Thomas Kochan herausgegebenen Buch »Bye bye, Lübben City. Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR«. Einer größeren, nun auch west-deutschen Öffentlichkeit bekannt wurde das spezifisch ostdeutsche Phänomen indes wohl erst 2006 mit der Ausstrahlung des Dokumentarfilms »Unerkannt durch Freundesland« von Cornelia Klauf in einigen Dritten Programmen der ARD. Mit diesem Film setzt denn auch die (Vor-)Geschichte unseres Buches ein: Ich sprach in meiner doppelten Eigenschaft als Verleger und ehemaliger Transitreisender Conny Klauf an, ob sie nicht Lust habe, basierend auf dem Material des Films auch ein entsprechendes Buch zu verfassen. Wir waren beide sogleich begeistert und uns einig, doch weil die schnöde Subsistenzsicherung idealistische Projekte zuweilen arg auszubremsen vermag, zog sich die Sache etwas hin. Andere waren ein paar Monate schneller. Pünktlich zur Leipziger Buchmesse 2010 legte der NOTschriften-Verlag aus Radebeul das von Jörg Kuhbandner und Jan Oelker edierte Buch »Transit. Illegal durch die Weiten der Sowjetunion« vor. Die sächsischen Kollegen setzen darin einen anderen Schwerpunkt als wir, denn sie konzentrieren sich auf Erlebnisberichte alpinistischer und ähnlich verwegener Expeditionen in die wilde Natur. Wir hingegen möchten die UdF-Geschichte in ihrer gesamten Vielfalt sowie aus politischer, wissenschaftlicher und der sowjetischen Perspektive betrachten. Damit wird sie interessant auch für eine Leserschaft, die sich nicht allein aus der »Szene« rekrutiert. Uns geht es nicht um das ehrgeizige Immer-höher-immer-weiter, das damals natürlich stets auch eine Rolle gespielt hat, sondern wir führen gezielt die unterschiedlichsten O-Töne, Dokumente, Subszenen und Generationen zusammen. Essays stehen neben Interviews von Protagonisten, literarische Verarbeitungen neben einem Schulaufsatz aus dem Jahr 1978, künstlerische Fotografien neben zerkratzten Schnappschüssen. Bergsteiger, Hippies, Künstler; Usbeken, Esten,

Russen; Dissidenten, KGB-Offiziere, Bauern: In dem Land, mit dem die Reisenden zunächst nur eine normierte, staatlich gelenkte Freundschaft verband, kam es zu beeindruckenden und lange nachwirkenden Begegnungen mit den Menschen und ihrer Kultur. Auch davon berichtet das Buch. Nicht zuletzt die große Resonanz auf eine im Sommer 2010 im Stadtbezirksmuseum Berlin-Lichtenberg eröffnete, von Conny Klaus kuratierte und vom Hauptstadt-Kulturfonds geförderte Ausstellung »Unerkannt durch Freundesland« hat uns gezeigt, dass genau jetzt der richtige Moment gekommen ist, das Thema aufzuarbeiten. Die Vernissage geriet natürlich zum euphorischen großen Klassentreffen früherer Transitreisender, doch abgesehen davon fanden in den Monaten danach auch unerwartet viele Besucher dorthin, die sich zum Beispiel einfach nur für einen unvoreingenommenen Blick auf die Sowjetunion interessierten.

Ein Unterfangen wie diese Publikation ist in allen Details mühselig und hat zahllose Beteiligte. Zuallererst bin ich Conny Klaus zu Dank verpflichtet, weil sie es über Jahre hinweg mitgetragen, entscheidend konzipiert und stetig vorangetrieben hat. Nicht minder sei allen Autoren, Fotografen, Anregern und Vermittlern aufs herzlichste gedankt, die selbstlos und rührig ihren je spezifischen Anteil am Buch geleistet haben. Ein dritter Dank gebührt schließlich der Hans-Böckler-Stiftung für die Förderung der Drucklegung.

Berlin, im Dezember 2010

Frank Böttcher

## Vorwort

»Ich glaube, dass die Liebe und das Reisen unsere größten Glückspantasien sind«, befindet Alain de Botton, seines Zeichens ein schreibender Flaneur. Die Vorfreude, hohe Erwartungen, das Projizieren von Sehnsucht, die Suche nach dem Anderen, dem Fremden – und am Ende nach der Begegnung mit sich selbst – sind der Liebe und dem Reisen gemeinsam, ebenso wie das komplexe Zusammenspiel von Nähe und Distanz. So weit weg man sich auch zu entfernen vermag aus seinem Alltag, seinem Korsett, den Niedrigkeiten und Widrigkeiten, so sehr wird das Reisen am Ende doch eine Expedition ins eigene Ich. Oder, wie es dem Tiger und dem Bären in Janoschs Buch »Oh, wie schön ist Panama« ergeht: Nach einer endlosen Irrfahrt auf der Suche nach dem Paradies landen die beiden unbemerkt wieder zu Hause, um zu erfahren, dass es dort am schönsten ist. Das Reisen beherbergt viele Facetten und Bilder, innere und äußere.

Damals, als ich jung war, hatte ich die Bücher satt, die mir von fernen Gegenden erzählten, ich wollte die Welt selber entdecken. Die Tatsache, dass es einem bei Strafe verboten war, in den Westen zu reisen, ließ ihn, den Westen, zu einer überdimensionalen Projektionsfläche allen Wünschens und Begehrens werden. Denn wenn ein Staat einen solchen propagandistischen und militärischen Aufwand betreibt, seinen Bürgern den Großteil der Welt vorzuenthalten, dann muss dort ja etwas ganz Ungeheuerliches, Unglaubliches stattfinden. Für mich, wie für viele andere auch, war das Gefühl des Eingesperrtseins ausschlaggebend, die DDR schließlich zu verlassen.

Umso mehr bewundere ich heute all jene, die sich schon damals eine ent-ideologisierte Sicht zueigen machten und frech ein Stück Freiheit nahmen, was ich nicht gewagt hätte. Sie beschlossen einfach: Wenn wir schon nicht in den Westen reisen können, so bleibt uns doch der Osten. Während ihr geographischer Horizont elf Zeitzonen weiter reichte, führte mich *mein* Osten immer nur bis nach Bulgarien. Schon die ČSSR vermochte keine Anziehung auf mich auszuüben, viel zu ähnlich schien sie meinem eigenen Planquadrat, wo ich in einer winzigen Wohnung mit Außentoilette hauste und mein Leben durch viele Partys erfrischte, die oft lustig, aber nicht minder häufig nur getarnte Saufgelage waren, bei denen man der Enge des Systems zu entfliehen suchte. In Polen und Ungarn begegnete ich dagegen schon viel eher dem, was ich ersehnte: Menschen, die weitläufig dachten, Kosmopoliten waren, ohne gereist zu sein, aber mit einem Reichtum an Wissen und Weltverständnis versehen, den sie sich oft über Literatur oder in Zirkeln Gleichgesinnter zusammengetragen hatten. Menschen, die ein eigenes Universum bildeten.

Aber, um mit Goethe zu sprechen: »Man reist nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.« Im Geiste von Jack Kerouac »on the road« zu sein, davon waren wir – die ostdeutschen Nachfahren der Achtundsechziger – angefixt. »Born to

be wild« war unsere Hymne und versüßte uns mit ihren harten metallischen Klängen das Warten an staubigen Straßen. Unterwegs zu sein ohne Ziel, sich ganz auf den Tag, dessen Farben und Geruch einzulassen, am Morgen nicht zu wissen, wo man die Nacht verbringt, und immerzu Menschen kennenzulernen, denen man sonst nie begegnet wäre, so lautete unser Credo. Es entfachte eine Art Triumphgefühl, wonach einem vielleicht nicht die ganze Welt, aber immerhin der Tag mit all seinen Unwägbarkeiten und Zufällen, für die man mit jeder Faser bereit war, offenstand.

Die Ungewissheit der Straße war es indes nicht allein, was das Besondere unserer Reisen ausmachte. Ein Zweites kam hinzu: Es war im damaligen Ostblock machbar, mit kaum Geld in der Tasche loszuziehen. Nie wurde man als Schnorrer wahrgenommen, sondern stets als junger abenteuerlustiger Mensch, der seinem natürlichen Recht auf das Sammeln von Erfahrungen nachging. Und da wir alle (oder zumindest diejenigen, mit denen ich Umgang hatte) kaum Geld besaßen, war es selbstverständlich, dass geteilt wurde. Ob in den Karpaten oder in irgendeinem Kaff in der Einöde, nie habe ich es anders erlebt, immer wurde einem weitergeholfen, half man seinesgleichen. Insofern geben die Schilderungen der »Transitniks« in diesem Buch einen Einblick in jene Alltags- und Mentalitätsgeschichte, die zu der Vervollständigung des Bildes dazugehören, wenn man rückblickend das sozialistische System befragt und mehr Nuancen sucht als nur das vielzitierte Täter-Opfer-Schema. Wider die Obrigkeiten krochen die Menschen enger zusammen. Das konnte etwas Erstickendes haben, aber eben auch Wärmendes, Hilfsbereites. So trägt mich meine Erinnerung denn auch nicht, dass wir – ich reiste immer mit einer Freundin – keine Angst kannten. Selbst wenn es mal brenzlich wurde mit männlichen Übergriffen, hatten wir doch stets Glück und wären nie auf den Gedanken gekommen, unsere Landfahrten deswegen auf ein sichereres Gleis zu setzen. Zum echten Abenteuer gehörten nun einmal das Risiko und der freie Fall ohne Netz und doppelten Boden dazu. Es gab weder Handys noch Bankautomaten, nur limitierte Umtauschsätze, nicht einmal vernünftige Karten. Im Gepäck hatten wir ein paar bescheidene Sprachkenntnisse, wobei wir interessanterweise nur unser Englisch benötigten, weil Russisch selbst in den sprachverwandten Ländern verpönt war, sowie ein gewisses Grundvertrauen in den Menschen an sich.

Außerdem verfügten wir damals über ein sehr kostbares Gut: Zeit in Hülle und Fülle. Als Studenten hatten wir im Sommer zwei Monate frei, die wir vom ersten bis zum letzten Tag auskosteten. Andere kündigten ihren Job, um sich eine Auszeit zu nehmen, oder hatten dem System bereits den Rücken gekehrt und verdienten ihr Geld auf allen möglichen halblegalen Wegen. Auch unter diesem Aspekt beschreibt das Buch zwei Dekaden Sozialismus, in denen trotz aller herrschenden Enge, Kleingeistigkeit und Repression Freiräume kühn ausgeschritten wurden.

Als ich 2006 für den Film »Unerkannt durch Freundesland« erstmals von Brest über Lwow, Odessa und Tbilissi bis nach Samarkand fuhr, erlebte ich die Überschreibungen der Neuzeit. Ein Visum für Weißrussland zu bekommen glich einem Willkürakt. Bis vier Stunden vor Abfahrt blieb vollkommen ungewiss, ob es uns gewährt wird oder nicht. In der Ukraine sahen wir ein von Armut angeschlagenes Volk, das zwischen der Euphorie über die »orangene Revolution« und dem anstrengenden Kampf ums tägliche Überleben taumelte. In Georgien trafen wir einen Kameramann, dem die alte Angst noch tief in den Knochen saß. Immerzu drängte er uns, ja nur die Sehenswürdigkeiten zu filmen, obwohl wir hier – anders als dann in Usbekistan – nie von der Miliz bedrängt wurden. In Samarkand empfingen uns zunächst traumhaft türkis schimmernde Moscheen und ein Hauch Orient gepaart mit sozialistischen Relikten. Aber kaum wähten wir uns am Ziel unserer Fernwehträume, da mussten wir erfahren, dass wir nun nicht mehr als die »Brüder und Schwestern« aus der 16. Sowjetrepublik wahrgenommen wurden, sondern als Fremde aus dem Westen mit einer Kamera und ohne Drehgenehmigung. Als wir auf einem Baumwollfeld Bauern und eine Schulklasse bei der Ernte filmten, Kinder, die vielleicht das erste Mal in ihrem Leben überhaupt so etwas wie ein Filmteam sahen und belustigt kicherten, wurden wir verhaftet. Es folgte das ganze Programm: Polizeirevier, Kamera und Kassetten konfisziert, Ausweise weg. Nur, im Unterschied zu den Erlebnissen zahlreicher illegaler Transitfahrer von früher, endete unsere Begegnung mit der Staatsmacht nicht so glimpflich. Sämtliche Aufnahmen aus Usbekistan wurden gelöscht, in einem Schnellprozess uns Spionage und staatliche Verunglimpfung angedichtet. Ein Geständnis musste abgelegt und unterzeichnet werden. Der wahre Vorwurf (wie wir nur über Umwege erfuhren) lautete: Wir würden über Kinderarbeit in Usbekistan berichten. Nie werde ich den Blick jener Lehrerin vergessen, die – vor den ungläubigen Augen ihrer Schüler – mit uns gemeinsam abgeführt wurde. Wir wurden nach zwei Tagen des Landes verwiesen, sie blieb zurück.

Die Sowjetunion gibt es nicht mehr. Aber einige der heute selbständigen Staaten bestehen nach wie vor auf ihrem Bildermonopol. Wir glauben so gerne, durch die omnipräsenten Medien die Welt bis in den letzten Winkel zu kennen, aber eine eigene Anschauung ersetzen sie am Ende doch nicht.

In diesem Sinne möchte ich unserem Buch einen Gedanken Kurt Tucholskys voranstellen: »Wer die Enge seiner Heimat begreifen will, der reise. Wer die Enge seiner Zeit ermessen will, studiere Geschichte.«

Berlin, im Dezember 2010

Cornelia Klaufß

Mein später, wenngleich nicht weniger herzlicher Dank gilt Jan Oelker für seine vielen hilfreichen Tipps und die Sensibilisierung fürs Detail.



## DER SCHNEE DES VORIGEN JAHRHUNDERTS

Wladimir Kaminer

Das Verhältnis zwischen Raum und Zeit war im vorigen Jahrhundert ziemlich eigenartig. Man vergeudete viel Zeit in kleinen Räumen, die mit großen Sachen vollgestellt waren. Vor allem aus den Sechzigern und den Siebzigern sind mir fast nur solche sperrigen Dinge in Erinnerung geblieben. Der Küchentisch in unserer kleinen Wohnung zum Beispiel war so groß, dass ich mich unter ihm frei bewegen konnte, ohne mich zu bücken, ein Stuhl war nur mit Anlauf zu besteigen. Auf diesem Stuhl und auf Zehenspitzen stehend schaffte ich es gerade, mir einen Lutscher aus dem Küchenschrank zu grabtschen. Die Lutscher des vorigen Jahrhunderts waren übrigens auch sehr groß und extrem langlebig. Eine ganze Familie konnte daran einen Tag lang lutschen. Ähnlich groß waren andere Lebensmittel: gelbe Gurken, Tomaten wie Kinderköpfe... Auch die Wurst war sehr dick und wurde in der Regel in grobem Papier eingewickelt unter dem Arm nach Hause getragen, sie sah von weitem aus wie eine Teppichrolle. Die Natur war im vorigen Jahrhundert wilder, die Wälder dichter, ein Baum dicker als der andere. Und auch das Land an sich war viel größer als heute. Man musste tagelang mit dem Zug fahren, um seine Tante, Oma oder Geliebte zu besuchen. Man konnte natürlich auch fliegen, doch die Flugzeuge galten damals als unsicheres Transportmittel, sie flogen nicht bei Nebel, Regen oder Schnee, wenn der Wind zu stark wehte oder wenn der Pilot nicht erschienen war. Die Fluggäste verbrachten Tage auf dem Flughafen, in der Hoffnung auf einen günstigeren Wind. Die Schlaunen quartierten sich auf den Bänken im »Mutter-Kind«-Zimmer ein, die übrigen saßen auf Treppen oder einfach auf dem Boden in der Abflughalle. Sie konnten sich nicht einmal bei der Regierung beschweren, denn die Flüge waren allein vom Wetter abhängig, und das Wetter im vorigen Jahrhundert war fast immer schlecht. Deswegen entschieden sich die meisten Reisenden für die Bahn.

Die Züge des vorigen Jahrhunderts fuhren zu jedem Wetter, zwar nicht immer dorthin, wo man wollte, aber das nahmen die Menschen gelassen hin, denn Zugfahren war damals eine lustige Angelegenheit. Die Züge waren sehr lang und hatten große geräumige Abteile. Man konnte in einem Abteil zu sechst nebeneinander sitzen. Weil die Zugfahrten so lange dauerten und man den festgelegten Ankunftszeiten misstraute, schleppten die Passagiere säckeweise Proviant mit sich, um nicht unterwegs zu verhungern. Eigentlich fuhren die Züge immer pünktlich, nur in Ausnahmesituationen konnte es zu Verspätungen kommen. Der Verkehr wurde damals ganz ohne Computer, per Hand geregelt. Und wenn zum Beispiel zwei Züge, die in entgegengesetzte Richtungen fuhren, sich auf dem

gleichen Gleis trafen, oder die Schienen falsch herum lagen, oder der Lokführer unterwegs eine Lockführerin kennen gelernt hatte, konnte es zu erheblichen Verspätungen kommen. Dann fingen alle im Zug an zu essen: Hühnerschenkel, Pellkartoffeln, Schweinebraten, gekochte Eier, Buletten... Der ganze Zug aß, trank und sang lustige Lieder über wahre Liebe und echte Freundschaft, und oft gingen die Lebensmittelvorräte zur Neige, noch bevor der Zielbahnhof erreicht war. Für diesen Fall der Fälle standen an jedem kleinem Zwischenbahnhof alte Frauen mit Eimern voller Kartoffelpüree. Sie verkauften auch Alkohol und selbstgestrickte warme Socken. Die Omas deckten eine wichtige Bedarfslücke, sie retteten die Zuginsassen vor dem vorzeitigen Verhungern und Verdursten und besserten damit ihre Rente auf. Alkohol und Kartoffelpüree gingen in Sekundenschnelle eimerweise weg. Die Socken dagegen wurden kaum gekauft, weil es im Zug auch ohne Socken sehr warm war. Das Wetter im vorigen Jahrhundert war wie gesagt sehr schlecht, deswegen heizte man wie verrückt. Das ganze Land war an ein zentrales Heizungs-system angeschlossen, das bemüht war, die optimistische Pauschaltemperatur von 38 Grad zu halten, überall und rund um die Uhr. Einmal im Jahr wurde das zentrale Heizungssystem wegen Wartungsarbeiten runtergefahren, und zwar immer dann, wenn der erste Schnee fiel. Der erste Schnee im vorigen Jahrhundert kam jedes Mal nachts, manchmal am frühen Morgen, plötzlich und unerwartet, wie ein Gerichtsvollzieher. Man stand eines Tages auf, seufzte, schaute aus dem Fenster – und erschrak: Alles war weiß. Bei uns in Moskau wurde der erste Schnee ziemlich schnell von den Autos zu Matsch gefahren, es blieb aber immer genug übrig, um jeden Abend eine Armee von Schneemännern und Schneefrauen zu basteln. Auf der Insel Sachalin, so erzählte mir meine Frau, blieb der Schnee eigentlich fast das ganze Jahr über liegen, dabei kam im Winter täglich neuer Schnee dazu. Während anderswo der Schnee mit großen Traktoren von der Straße gefegt wurde, mussten die Bewohner von Sachalin im Winter ihre Straßen unterm Schnee jedes Mal neu verlegen, sie schaufelten Labyrinth, und bewegten sich hauptsächlich unter den Schneemassen vom Haus zur Arbeit und zurück. Anstatt mit »Guten Tag« begrüßten die Fußgänger einander mit Worten wie »Vorsicht, Wange!«, »Paß auf, Nase!«, »Achtung, Kinn!« Damit wiesen sie auf die weißen Flecken im Gesicht ihres Gegenübers hin, die auf eine lokale Erfrierung schließen ließen. Der Betreffende nahm eine Handvoll Schnee und rieb ihn sich so lange ins Gesicht, bis der Fleck wieder rot wurde. Erst Mitte Juni begann der Schnee auf Sachalin zu schmelzen, er hinterließ riesige Pfützen, die nur mit einer Fähre zu überqueren waren. Deswegen kann meine Frau bis heute keinen Schnee leiden – und die Begeisterung mancher Mitteleuropäer für dieses Saisonprodukt überhaupt nicht teilen. Neulich waren wir in den Schweizer Bergen, dem ersten Urlaubsort der Welt, einem Skilaufparadies, dort knisterte es nur so vom Schnee. Auf jeder Straße sah man kleine Schneeberge, in denen man mit etwas Phantasie große Autos, kleine Hütten oder betrunkene Skiläufer erkennen konnte. Unsere Schweizer Gastgeber prahlten

mit ihrem Schnee und hörten meiner Frau mit Erstaunen zu, die den Schnee als schlecht, gar als Faschismus der Natur beschimpfte. Inzwischen fällt aber selbst im tiefsten Norden viel weniger Schnee. In dem neuen Jahrhundert scheint mir vieles geschrumpft zu sein. Die Lutscher sind sehr handlich geworden und lösen sich auf, noch bevor man sie in den Mund steckt. Die Würste sind unheimlich dünn geworden, die Zugabteile sehr eng. Das zentrale russische Heizungssystem fällt immer öfter aus, die Bahn wurde gar zum Teil privatisiert, man kann sich heute für Geld einen ganzen Waggon bestellen, mit Tee und Champagner und einem eingebauten Fernseher, in dem nonstop Pornofilme laufen – von Saratow bis nach Wladiwostok. Die alten Frauen mit Kartoffelpüree sind von den kleinen Bahnhöfen verschwunden, sie wurden mit dem Zauberstab des Kapitalismus in Hot-Dog-Automaten verwandelt, nur der erste Schnee fällt noch immer nachts, und manche Pfützen auf Sachalin sind so groß wie früher geblieben.



## LITAUISCHE WOLKEN

### Reisen ins sowjetische Baltikum 1985 – 1989

Michael Beleites

#### Vorgeschichte

»Der Name *Beleites* hört sich ja litauisch an«, wunderte sich im Frühjahr 1984 ein Teilnehmer bei einem kirchlichen Umweltseminar in Rostock. Die Bemerkung kam von Carlo Jordan aus Ost-Berlin. Ich bestätigte, dass ich litauische Vorfahren habe, die vor fast 200 Jahren aus dem Memelland kamen. Und ich fragte Carlo, wie er darauf kommt. Er sagte, dass er *dort* war. So erfuhr ich von der Möglichkeit, ohne eine staatlich organisierte Reisegruppe die Sowjetunion zu bereisen. Man brauchte ein Visum nach Rumänien mit einer Durchreisegenehmigung durch die Sowjetunion. In der Sowjetunion angekommen, könne man dann die für die Durchreise vorgeschriebenen 48 Stunden überschreiten und hinfahren, wohin man wollte – jedenfalls so lange, bis man von der Miliz gestoppt wird. Das Risiko sei überschaubar: Es könne zwar passieren, dass man eine Strafe zahlen muss – aber nie mehr als man dabei hat. Und man kann des Landes verwiesen werden – was aber nicht schlimmer ist, als wenn man gar nicht erst hinfährt.

Nun lernte ich auch anderswo immer mehr Leute kennen, die auf eigene Faust, d.h. ohne vorgeschriebene Reisegruppe und -route, die Hochgebirge der Sowjetunion erkundeten. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war dieser Geheimtipp kaum noch geheim. Obwohl das Schlupfloch in das größte Land der Erde nicht ganz legal war und man das Zauberwort »Transitvisum« nicht gleich bei der ersten Unterhaltung zu hören bekam, haftete den Protagonisten der Bewegung »Unerkannt durch Freundesland« nichts Geheimnistuerisches an. Im Gegenteil: Sie strahlten eine ungezwungene innere Freiheit aus, die im grauen und ängstlichen Umfeld der späten DDR manchmal exotisch, aber immer ausgesprochen sympathisch wirkte. Zu den Bergsteigern, die es auf die Gipfel des Kaukasus und des Pamir zog, weil sie die Felsen in der Sächsischen Schweiz alle schon mehrfach bestiegen hatten, gehörte ich indes nicht. Stets hatte mich meine Höhenangst zuverlässig davor bewahrt, den Hochgebirgs-Kletterern zu folgen. Meine Traumziele waren in der Ebene, und sie lagen viel näher: Litauen und die Kurische Nehrung. Aber zur damaligen Sowjetunion gehörten sie ebenso wie die Gebirge Mittelasiens und die Flüsse Sibiriens. Insoweit bin ich kein typischer Vertreter der UdF-Bewegung; aber einiges von dem, was ich dank des Transitvisums zwischen 1985 und 1989 im damals sowjetischen Baltikum erleben durfte, möchte ich hier gern erzählen.



Thienemanns Rossitten-Büchlein »Im Lande des Vogelzuges« aus den 1930er Jahren weckte mein Interesse für die Kurische Nehrung.

Kurischem Haff und Ostsee, die sich von Cranz (35 km nördlich von Königsberg) fast 100 km nach Nordosten bis nach Memel erstreckt. Irgendwann erfuhr ich, dass Johannes Thienemann, der um 1900 die weltweit erste Vogelwarte in Rossitten begründet, die Vogelberingung in die Wissenschaft eingeführt und 1927 dieses fesselnde Buch geschrieben hatte, seine Kindheit und Jugend im Pfarrhaus von Zangenberg bei Zeitz verbrachte. Als ein ebenfalls ornithologisch interessierter Pfarrerssohn, der hundert Jahre später in dieser Gegend aufwuchs, galt mein Interesse natürlich auch der Geschichte des Johannes Thienemann. Nur eines war ausgesprochen betrüblich: Die Kurische Nehrung, die man nach der Lektüre Thienemanns unbedingt gesehen haben musste, war seit dem Kriegsende 1945 für Deutsche unerreichbar im russischen Ostpreußen, einer für Ausländer *verbotenen Zone*.

Neben der naturkundlichen Ebene gab es auch eine, die man als politische bezeichnen könnte. Auch sie hatte mit dem Zangenberger Pfarrhaus zu tun: Dort war in den achtziger Jahren das Evangelische Kreisjugendpfarramt untergebracht, und dort trafen wir uns regelmäßig zum Kreisjugendkonvent. Von dort aus wurde ich zum Landesjugendkonvent delegiert; der tagte zwei Mal im Jahr auf Schloss

Um verständlich zu machen, aus welchem Blickwinkel ich die dortigen Menschen und Landschaften in den achtziger Jahren sah, muss ich auf meinen damaligen Hintergrund eingehen. Aufgewachsen bin ich in Trebnitz, einem Dorf im Zeitz-Weißenfelder Braunkohlerevier; einer ziemlich dreckigen Gegend. Von Kind an interessierte ich mich für Natur, vor allem für Vogelkunde, und half gerne bei einem Vogelberinger im Nachbardorf Luckenau. Von meiner Mutter bekam ich einmal ein kleines Heft aus den dreißiger Jahren geschenkt: »Im Lande des Vogelzuges – Für die Jugend aus ›Thienemanns Rossitten-Buch«. Darin ging es um die Kurische Nehrung, die Wanderdünen, die Elche, die Krähenfänger – und um den Vogelzug, den man nirgendwo auf der Welt so überwältigend zu Gesicht bekäme wie über der Kurischen Nehrung – jener schmalen Landzunge zwischen

Mansfeld und war eine Art kirchliches Jugendparlament. Der Magdeburger Landesjugendpfarrer, Curt Stauss, stellte dort unter dem Stichwort »Schöpfung bewahren« ökologische Themen in den Mittelpunkt. Anfang 1982 fuhr ich erstmals zu einem kirchlichen Ökologie-Seminar nach Schwerin, das Jörn Mothes organisiert hatte. Ich war erst siebzehn, aber mit meinen Dias von Tagebau Landschaften und dort brütenden Bienenfressern hatte ich schnell den Ruf, eine Art Experte in der gerade entstehenden kirchlichen Umweltbewegung zu sein. So wuchs ich rasch in die kleine, aber überregionale ökologische Bewegung hinein. Vom ostthüringischen Gera aus, wo ich seit Beginn meiner Berufsausbildung zum Tierpräparator lebte, lernte ich über die Umweltgruppen recht schnell auch Leipzig, Jena, Potsdam, Ost-Berlin, Schwerin und andere Städte kennen. Und weil der Großvater meines Freundes Jörn Mothes bis 1945 Biologieprofessor in Königsberg war, waren auch Ostpreußen und die Kurische Nehrung wieder wichtige Themen.

Wirklich politisch wurde mein Mittun in der Umwelt- und Friedensbewegung aber erst etwas später: 1984 sprach mich bei einem Umweltgruppen-Treffen in Potsdam Reinhard Falter aus München an. Er war einer der Organisatoren der bundesweiten Herstdemonstration der westdeutschen Friedensbewegung, welche in jenem Jahr in Fulda stattfinden sollte. Man wollte nun nicht mehr wie noch 1982/83 die Atomraketen in den Mittelpunkt stellen, sondern die Ost-West-Blockkonfrontation als solche zum Thema machen. Und er fragte mich, ob es möglich sei, auf der anderen Seite im Osten eine Parallellaktion der ostdeutschen Friedensbewegung zu organisieren. Wir nahmen uns eine Landkarte – und fanden Meiningen als die Fulda gegenüberliegende Stadt im Osten. Es gab dann eine zeitgleiche Veranstaltung in der Stadtkirche von Meiningen; aber die Stasi verhinderte – in Ost wie West – das Verlesen der gegenseitigen Grußworte.

Was blieb, das waren regelmäßige Ost-West-Begegnungen eines Kreises von politisch und ökologisch interessierten jungen Leuten aus Ost und West. Diese Treffen waren eine Art politische Bildung im Freundeskreis und, zumindest für uns Ostdeutsche, eine riesige Horizonterweiterung. Unsere Denkschule war die eines Dritten Weges. Wir wollten keinen Sozialismus, aber auch keine Demokratie, in der die Summe der Einzelinteressen mehr zählt als die Allgemeininteressen – wie die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen. Aus diesem Kreis kamen dann auch West-Literatur und vor allem die Ermutigung, das heikle Thema des Sowjetisch-Deutschen Uranbergbaus in der DDR kritisch unter die Lupe zu nehmen. So schrieb ich seit 1986 am Manuskript meiner Studie »Pechblende – Der Uranbergbau in der DDR und seine Folgen«, die dann 1988 als Untergrund-schrift verteilt werden konnte und auch eine große Resonanz in den westdeutschen Medien fand. Obwohl schon seit 1982 ein Operativer Vorgang gegen mich lief, wurde mein Fall nun zum »politisch-operativen Schwerpunkt« der Stasi-Bezirksverwaltung Gera erklärt. So sehr dieser Hintergrund meinen Blick auf das Leben im Baltikum bestimmt hat, so sehr haben umgekehrt aber auch meine dortigen

Erlebnisse Einfluss auf meine naturkundlichen und politischen Sichtweisen gehabt. Dies traf insbesondere auf die Begegnungen mit unseren westdeutschen Freunden aus dem grünen Spektrum zu.

Nachdem unsere Westfreunde kein Visum für die DDR mehr bekamen, trafen wir uns ab 1985 in Prag und in Ungarn. Ab 1987 lief gegen mich dann auch eine Ausreisesperre, so dass ich überhaupt nicht mehr herausgelassen wurde. Erst im Sommer 1989 konnte ich wieder bei unserem Ost-West-Treffen dabei sein, diesmal in Polen. Polen war eigentlich seit der Ausrufung des Kriegsrechts 1981 für DDR-Leute nicht mehr zugänglich, außer man hatte eine persönliche Einladung – oder ein Transitvisum. In der Tat sind zu unserem Treffen im masurischen Nojdymowo 1989 etliche der ostdeutschen Teilnehmer mit einem solchen Dokument gekommen. Es war damals für viele der einzige Zugang nach Polen.

### Das Transitvisum

Ohne eine besondere Genehmigung durfte man als DDR-Bürger in den achtziger Jahren nur in die Tschechoslowakei reisen. Der Westen und Jugoslawien waren ohnehin tabu; aber auch Polen und die Sowjetunion waren für Individualreisen gesperrt. Für Ungarn, Rumänien und Bulgarien konnte man ein Visum beantragen. Eigentlich war es gar kein Visum; denn das hätte ja das Ziel-Land ausstellen müssen. Offiziell hieß das A6-Blatt »Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr«. Auf dieser Ebene war nun auch die Sache mit dem Transitvisum angesiedelt. Der Schein war immer derselbe. Es kam einzig auf die Platzierung der Buchstaben XXX an. Auf dem Zettel gab es zwei Zeilen mit einer Aufzählung der sozialistischen Bruderländer; vor der einen stand das Wörtchen »nach«, vor der anderen stand »über«. Und wenn in der »Über«-Zeile die VR Polen und die UdSSR nicht durchgeixt waren, hatte man ein Transitvisum!\*

Wollte man es erlangen, dann musste man auf dem Antrag beim Büro für »Pass- und Meldewesen« der Volkspolizei eine Adresse in Nordost-Rumänien angeben und eine Zugverbindung über Lemberg/Lwow, die schneller war als jene über Budapest. Die Anschrift aus Suceava bekam ich von Carlo Jordan; die Bahnverbindung fand ich im Internationalen Kursbuch der Deutschen Reichsbahn. Im Mai 1985 versuchte ich eine solche Beantragung in Gera. Obwohl die Genossin in der Pass- und Meldestelle etwas skeptisch schaute, hat sie mir den Antrag abgenommen. Nach knapp vier Wochen bekam ich das Visum ganz normal zugeschickt. Auch meine Begleiterin, Katharina Voß aus Schwerin, erhielt es ohne größere Umstände.

\* Siehe Frontispiz in diesem Buch auf S. 3.

### Meine Entdeckungsreise nach Litauen

Das Baltikum war kein typisches Ziel der UdF-Reisenden, es sind aber auch vor Carlo Jordan und mir schon viele dort gewesen. Vielleicht war es ein gewissermaßen sekundäres Reiseziel der Bergsteiger. Ortrun Staude erzählte mir zum Beispiel, dass sie erst nach Litauen gefahren ist, nachdem sie Anfang der achtziger Jahre im Kaukasus Litauer kennengelernt hatte. Als ich von Jes Albert Möller hörte, dass er mit Freunden per Transitvisum in Litauen war und sogar in Königsberg, wollte ich das im Sommer 1985 ebenfalls versuchen.



Raketensalven aus dem Kreml: Sowjetische Weltherrschaftsphantasien auf dem Teebecher

Nie vorher war ich in der Sowjetunion gewesen. Entsprechend aufgeregt war ich, als wir in Berlin-Lichtenberg den Schlafwagengzug nach Moskau bestiegen. Nach Abfahrt des Zuges wurden die einzelnen Waggons verschlossen. Alle Mitreisenden hatten Tag und Nacht Schlafanzüge an. Jeder Wagen hatte seine eigene Schaffnerin und seinen eigenen Samowar mit Koksbeheizung. Bald brachte man uns einen Grusinischen Tee in Teegläsern mit Metalleinfassungen. Als wir nach ein paar Stunden Bahnfahrt die kunstvolle Verzierung dieser Becher genauer betrachteten, relativierte sich unsere Freude über die schönen und solide gefertigten Gefäße: Das zentrale Motiv war eine Weltkugel, auf der obenauf und ganz allein der Spasski-Turm des Moskauer Kremls stand. Aus dessen Tür kamen allerhand Raketen und Sputniks herausgeflogen, die hoch zu den Sternen bzw. direkt in die über der Kreml-Welt scheinende Mondsichel hineinfliegen. Auch wenn dieses Szenario sowjetkommunistischer Ikonenkunst nicht wirklich beruhigend war, sorgte das überaus weiche Geschaukel der in Halle-Ammendorf gebauten Waggons der sowjetischen Staatseisenbahn bald für einen ruhigen Schlaf.

Hellwach war ich aber, als noch vor dem Morgengrauen unser Zug über den Bug fuhr und dann in Brest in eine große Werkshalle hineingeschoben wurde. Dort koppelte man die Waggons auseinander und hob sie einzeln hydraulisch nach oben. Damit die Reise auf der breiteren sowjetischen Spur weitergehen konnte, mussten die Fahrgestelle ausgewechselt werden. Für diese Prozedur waren drei Stunden vorgesehen, also genug Zeit für ausgiebige Kontrollen. Das erste Mal mussten wir alle Sachen auspacken, weil die Kontrolleurin »Narkotika« suchte, womit auch Arzneimittel gemeint waren. Die zweite Kontrolleurin fahndete ausschließlich nach Bibeln. Und als die dritte Kontrolleurin kam, fragte sie nach Wurst. Nichts

Schlimmes ahnend, zeigten wir die beiden großen thüringischen Salamis, die wir dank der Empfehlung von erfahrenen UdF-Freunden als Gastgeschenke mitgenommen hatten. Und ehe wir uns versahen, verschwanden unsere Salamis in der großen schwarzen Leder-Aktentasche der uniformierten Genossin. In dieser Tasche lagen bereits drei oder vier weitere Würste – alle waren genau so lang wie unsere Salami und passten exakt in diese Aktentasche.

Irgendwann wurde es hell, und der inzwischen wieder zusammengesetzte Zug fuhr in Richtung Moskau weiter. Mein Interesse an den weißrussischen Landschaften wurde nur wenig befriedigt, weil die Bahnstrecke zwischen Brest und Minsk nach beiden Seiten mit dichten Pappelpflanzungen gesäumt war. Und in Minsk mussten wir aussteigen. Dort wichen wir von unserer offiziellen Reiseroute um 180° ab – statt nach Süden fuhren wir nach Norden. Wir kauften keine Busfahrkarte nach Lwow, sondern eine nach Vilnius.

Die Landstraße zwischen den beiden Republik-Hauptstädten war über weite Strecken nur eine Schotterpiste. Nun sahen wir das weißrussische Land aus der Nähe: anmutige Dörfer und Kleinstädte mit bunten Holzhäusern, Feldern, Wiesen und vielen einzelnen Privat-Kühen. Irgendwann ging ein Ruck durch den Bus und wir waren auf einer glatten, breiten Asphaltstraße. In diesem Moment hatten wir die Grenze von der Weißrussischen zur Litauischen Sowjetrepublik passiert. Auch hier gab es schöne Holzhäuser, aber sie waren nicht rosa, hellblau und türkisgrün mit weißen Absätzen, sondern dunkelbraun, dunkelgrün oder ockergelb angestrichen. Aber hier wie dort waren in den Dörfern und Kleinstädten sämtliche Gebäude mit Well-Asbest-Platten eingedeckt.

In Vilnius angekommen, kramten wir die Telefonnummern raus, die mir Jes Möller aus Potsdam und Ortrum Staude aus Marienhöhe mitgegeben hatten. Ilona Midvekytė, eine junge Malerin, war nicht zu Hause. Am Apparat war ihre Schwester, Judita Akromenė. Allerdings erwiesen sich meine geringen Russischkenntnisse als unerwünscht und mein noch miserableres Trebnitzer Schulenglisch als absolut untauglich für eine einfache Kommunikation. Immer wieder war ich kurz davor, das Gespräch abzubrechen, weil mir die ganze Sache so peinlich war. Schließlich hatten wir noch die Telefonnummer des Germanistik-Studenten Mindaugas Butkus in der Tasche – der heute Litauens Botschafter in Deutschland ist. Aber Judita am anderen Ende der Leitung ließ nicht locker, und irgendwann hatten wir uns doch verständigt: 17 Uhr am Glockenturm vor der Kathedrale. Judita kam und begrüßte uns überaus freundlich. Dann fuhren wir mit dem Bus zu ihnen nach Hause in einen Vorort von Vilnius. Sie wohnte zusammen mit ihrem Mann Eimuntas und ihrem Sohn Kristoforas im Haus ihrer Eltern. Da Ilona den sperrholzverkleideten Wänden des Treppenaufgangs mit Künstler-Ölfarbe eine schöne Musterung verliehen hatte, roch es dort etwas nach Terpentin – ein Geruch, den ich seither mit der angenehmen Atmosphäre in diesem hellen und gastfreundlichen Haus verbunden habe. Obwohl wir eigentlich fremde Leute waren und gänzlich



Begegnung mit der Atmosphäre einer besonderen Stadt: Eimuntas und Ilona zeigen uns die Altstadt von Vilnius.

unangemeldet kamen, wurde für uns sogleich ein Zimmer freigemacht. Und es gab Schwarztee, so viel und so stark, dass ich nachts kaum schlafen konnte. Die Stadt Vilnius und ihre Vororte wirkten heller als jede uns bekannte ostdeutsche Stadt. Auch hier gab es Plattenbausiedlungen, aber die Blöcke waren oft mit Wildem Wein begrünt. Und die neugebauten Einfamilienhäuser in den Vororten kündeten davon, dass es hier Architekten gab – auch das eine für uns völlig neue Erfahrung.

In den nächsten Tagen erkundeten wir die wundervolle Stadt Wilna/Vilnius. Beindruckende historische Architektur aus einer polnischen, litauischen, jüdischen und russischen Geschichte. Cafés, in denen litauische und estnische Studenten untereinander englisch sprachen; zweisprachige Straßenschilder, die die Namen nicht ins Russische übersetzten, sondern nur die litauischen Bezeichnungen in kyrillischer Schrift wiedergaben; volle katholische Kirchen mit betenden Menschen und ein leeres Kirchgebäude, das als »Museum für Atheismus« fungierte, aber eine eher religionskundliche Ausstellung zeigte. Der teils als Arbeiterviertel heruntergekommene Stadtteil Užupis war ein Geheimtipp. Von hier aus war die wunderbare landschaftliche Einbettung der Altstadt von Vilnius – die Czesław Miłosz als die »Hauptstadt der Wälder« beschrieben hatte – am schönsten zu erleben. Auch wenn manche meinten, dass Lenins Ober-Tschekist Feliks Dzierżyński von hier stammte, war in Užupis schon damals ein besonderer *genius loci* zu spüren; lange bevor dieser Stadtteil in den neunziger Jahren von Künstlern zur »Freien Republik Užupis« ernannt wurde.



Verfall und urbanes Potenzial: In Vilnius lag beides dicht beieinander.

Wir lernten nun immer mehr Leute aus dem Freundeskreis von Judita und Eimuntas kennen. Später bin ich oft gefragt worden, ob wir in Litauen auch Dissidenten begegnet wären. Die Antwort ist, dass ich in Litauen eigentlich nie mit Menschen zu tun hatte, die nicht Dissidenten waren. Natürlich waren die jungen Leute, die wir in Vilnius und Kaunas trafen, nicht vergleichbar mit den bekannten Moskauer Oppositionellen. Aber Leute, die ungefragt, offen und deutlich ihre Gegnerschaft zum Sowjetsystem zum Ausdruck brachten, waren sie alle. Was uns indes in einer ungeahnten Dramatik traf, war die unmittelbare Kriegssituation. Die Sowjetunion stand damals, 1985, in ihrem Afghanistan-Krieg, und sehr viele junge Litauer waren zwangsweise dorthin eingezogen. Nahezu jede Familie hatte selbst oder aus ihrem Umfeld jemanden dort; andauernd trafen Zinksärge mit toten Soldaten ein. Angst und Wut lagen über dem Land. Viele Litauer starben in einem Krieg, der nicht ihr Krieg war, sondern ein Krieg der Okkupanten. In Litauen sprach man auch von »Breshnews Krieg«.

Den Freunden aus Vilnius verdanke ich meine frühe Desillusionierung den Sozialismus betreffend. Irgendwann in einer abendlichen Gesprächsrunde, als die Pro-Amerika-Stimmung wieder mal hohe Wogen schlug, wandte ich zaghaft ein, ob nicht die globalen Zukunftsherausforderungen unter sozialistischen Verhältnissen effizienter angepackt werden könnten – wenn da nur nicht meist die falschen Leute an den Schalthebeln sitzen würden. Da stellte mir jemand in ruhigem Ton

die einfache Frage: »Michael, wenn im Sozialismus von Cuba bis zur Mongolei überall die falschen Leute an der Macht sind, denkst du dann nicht, dass das etwas mit diesem System selbst zu tun hat?« Von diesem Moment an war die Sozialismus-Frage für mich beantwortet. Ich war nicht für den »Kapitalismus«, aber bei unseren Debatten über einen »Dritten Weg« achtete ich fortan darauf, dass dieser nicht als pro-sozialistisch betrachtet wurde, nur weil er auch eine berechtigte Skepsis gegenüber dem westlichen Modell zum Ausdruck brachte.

Eine Ahnung vom real existierenden politischen Untergrund bekamen wir erst in Kaunas. Sowohl 1985 als auch ein Jahr später machte die Stadt Kaunas einen gänzlich anderen Eindruck auf mich als Vilnius. Die an der Flussmündung des Neris in die Memel/den Nemunas idyllisch gelegene Stadt war in der Zwischenkriegszeit die provisorische Hauptstadt des unabhängigen Litauen. Man betrachtete sie als die *eigentliche* litauische Stadt. Hier waren allerdings weniger historische Gebäude saniert als im polnisch geprägten Vilnius. Und irgendwie war in Kaunas die Abneigung gegen das Sowjetsystem deutlicher zu spüren als in Vilnius. Aber auch unsere Furcht vor der Polizei war hier größer. Vielleicht lag das auch nur daran, dass wir hier nicht ein helles Zimmer mit Familienanschluss im Villenvorort bewohnten, sondern eine von dem Maler Alyvydas Bulaka als Lagerraum genutzte Bodenkammer. Alyvydas meinte, wir sollten die Kammer im Dunkeln lieber nicht verlassen. Auch wenn seine hier gelagerten Ölbilder einen ähnlichen Geruch verströmten, wie wir ihn aus unserem Quartier in Vilnius kannten, fühlte sich Kaunas für uns damals irgendwie bedrohlich an.

Beim Blick aus dem Fenster der Bodenkammer sahen wir die riesigen Masten der staatlichen Störsender gegen Radio Free Europe, die über der Stadt drohten. Trotzig drehten die jungen Leute auch in der Öffentlichkeit beständig am Lautstärkeknopf ihrer Radios, weil die Störsender – angeblich wegen ihres immensen Energiebedarfs – nicht permanent, sondern nur im Minutentakt den Feindsender verrauschten. Im Museum über den Komponisten und Maler Čiurlionis fand ich ein Bild im Original, das bei mir zu Hause schon länger als Postkarte über dem Schreibtisch steckte, ohne dass ich von der litauischen Herkunft des Malers etwas wusste. Im von Tadeusz Ivanauskas begründeten Naturkundemuseum besuchte ich die Präparationswerkstatt – und traf meine dortigen Kollegen beim Präparieren von Wölfen und Elchen an. Ihre Präparationstechnik war professioneller, als ich das von den meisten Museen in der DDR kannte.

Als wir einmal in der Abenddämmerung einen aus dem Zoo entkommenen Flamingo eingefangen und zurückgebracht hatten, sahen wir auf dem Rückweg frisch gemalte Sprüche an Häuserwänden: »*Laisvės!*« und »*Laisvės Lietuvoj!*« (»Freiheit!« bzw. »Freiheit für Litauen!«). Bis morgen früh haben das die KGB-Trupps alles übermalt, sagten uns unsere Freunde – und so war es dann auch. So gehe das hier Nacht für Nacht. Wer erwischt wird, lande in den Kellern des KGB.



Wettlauf mit dem KGB: Nächtliches Beschriften der Häuser und Mauern mit Freiheitssymbolen

Ein Jahr später, im Herbst 1986, lernte ich über Carlo Jordan in Kaunas eine Familie kennen, die auf ihre Ausreise in die USA wartete. Die Mutter stammte aus Estland. Die achtjährige Tochter sprach Estnisch und Litauisch, die Sprachen ihrer Eltern, ferner ein bisschen Russisch, das sie in der Schule lernte, und beachtlich gut Englisch, in dem sie zu Hause unterrichtet wurde. Überhaupt hatten die Litauer einen viel weiteren Horizont als wir. Wir hatten Freunde und Verwandte in Westdeutschland – sie aber hatten Freunde und Verwandte in den USA, in Kanada, Frankreich, England oder in Australien. Und nahezu in jeder Familie gab es Menschen, die den Sowjet-Sozialismus in Sibirien kennengelernt hatten und deren Angehörige dort begraben waren. Angesichts eines solchen Erfahrungshintergrunds fühlte sich das »Global-Denken« in unseren ökologischen Zirkeln in der DDR irgendwie provinziell an.



Oktober 1986 in Poberžė: Carlo Jordan im Gespräch mit Pater Stanislovis

In Poberžė, nördlich von Kaunas, besuchten wir den Priester M. A. Dobrovolskis. Man nannte ihn »Pater Stanislovis«. Er war ein charismatischer und weithin geachteter Mann, der wegen seiner öffentlich vorgetragenen Kritik am Sowjetsystem viele Jahre im Gulag verbracht hatte. Nun hatte man ihm eine entlegene Dorfgemeinde zugewiesen. Er wohnte in einem Holzhaus unmittelbar neben einer schönen, aus Holz gebauten kleinen Kirche. Als er erfuhr, dass wir aus dem lutherisch geprägten Ost-Deutschland kamen, offenbarte er sich als ein großer Verehrer des protestantischen Theologen Karl Barth.

Immer deutlicher wurde mir, dass die Menschen hier etwas hatten, was wir nicht hatten: ein positives Verhältnis zur eigenen Nation. Allmählich verstand ich, dass nationale Identität etwas anderes ist als ein Nationalismus, der andere Völker diskreditiert. Trotz der vielerorts erkennbaren Vorbehalte gegen Russen, die aus der Okkupationssituation resultierten, war der litauische Patriotismus nicht auf eine Überhebung der eigenen Nation über andere aus. Es ging ihm darum, all das vor dem Untergang zu bewahren bzw. sichtbar zu machen, was die eigene Identität als Nation begründet. Und diese Identität hatte stets etwas Motivierendes: Man engagierte sich nicht für den Sozialismus, nicht für die Sowjetunion, nicht für die Litauische Sowjetrepublik, sondern für Litauen. So war es selbstverständlich, dass unsere Gastgeber – an östlicher Philosophie, westlicher Politik, moderner Malerei und klassischer Musik interessierte junge Leute – mit uns in das Freilichtmuseum nach Rumšiškės am Memelstausee fuhren, um uns die typisch litauischen Bauernhäuser, Handwerke, Trachten und Lieder zu zeigen. Irgendwie hatte der nationale Patriotismus auch etwas Verbindendes zwischen den Generationen. Wo in der DDR hätten sich junge Leute aus der oppositionellen Szene für historische Bauernhausarchitektur oder regionale Trachten und Volkslieder interessiert? Wo haben bei uns die Älteren der jungen Generation das Geschichtswissen vermittelt, das ihnen in der Schule vorenthalten wurde?

Und natürlich hatte diese nationale Identität der Litauer auch etwas mit Stolz zu tun. Man war stolz darauf, dass die Litauer das letzte europäische Volk waren, das sich der Christianisierung unterworfen hatte – und auch das sei nur unter einer Bedingung geschehen, die noch heute überall sichtbar ist: Weil nämlich in ihrer heidnischen Religion die Sonne angebetet wurde, musste das christliche Kreuz mit dem Sonnensymbol verbunden werden. Daher sei nun inmitten fast aller katholischen Kreuze auf Kirchtürmen, Kapellen und Gräbern eine Sonne zu finden. An der Sonne wurde festgehalten – und überhaupt schien den Litauern der Naturbezug etwas zu bedeuten. Gern hat man uns auf die Tradition der Imker-Nation hingewiesen, da ihr Land einst halb Europa mit dem begehrten litauischen Honig beliefert hatte. Die Präsenz der Naturzusammenhänge im Alltag zeigt sich auch in der litauischen Sprache. So heißen die Monate März, April, Mai (*kovas, balandis, gegužė*) »Krähe«, »Taub«, »Kuckuck«, und die Monate Juni, Juli, August, September, Oktober, November (*biržėlis, liepa, rugpjūtis, rugsejis, spalio, lapkritis*) heißen: »Birke«, »Linde«,



Kreuze als Zeichen des Widerstands gegen die atheistische Ideologie der Sowjetmacht: Der Kreuz-Berg bei Šiauliai Mitte der 1980er Jahre (Foto: Valdas Pelegrimas)

»Roggenernte«, »Roggenaussaat«, »Laubfärbung« und »Laubfall«. Trotz der starken Bindung der Litauer an die römisch-katholische Konfession wurden wir mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dass viele christliche Kapellen und Kirchen an Orten stehen, die auch schon den heidnischen Litauern als heilige Plätze galten.

Zahlreiche Kapellen und die früher überall präsenten Wegkreuze waren von den russischen Okkupanten beseitigt worden. Doch viele der Wegkreuze hatte man ins Museum verbracht oder zumindest fotografisch dokumentiert. Bei Šiauliai im Norden Litauens gab es einen heiligen Hügel mit etlichen Kreuzen, die mehrmals von sowjetischen Panzern zerstört worden waren. Mit Stolz wurde uns berichtet, dass die Bevölkerung nach jeder Zerstörung dort wieder Kreuze aufstellte, und zwar jedes Mal viel mehr, als vorher gestanden hatten. Auch erzählte man uns schon Mitte der achtziger Jahre, dass die Litauer diejenigen waren, die nach dem Zweiten Weltkrieg am längsten gegen die sowjetischen Okkupanten gekämpft hatten. Die Partisanenbewegung der litauischen »Waldbrüder« gab es bis Anfang der sechziger Jahre. Wer von ihnen in Gefangenschaft geriet, wurde in der Zentrale des sowjetischen Geheimdienstes in Vilnius erschossen. Heute trägt jeder Sockelstein dieses Gebäudes jeweils den Namen sowie das Geburts- und Todesjahr eines dieser Opfer. Die Idee zu dieser Form des Gedenkens kam von dem Künstler Gitenis Umbrasas. Er wiederum gehört zu den Litauern, die Anfang der achtziger Jahre im Kaukasus die ersten UdF-Reisenden aus der DDR nach Litauen einluden.



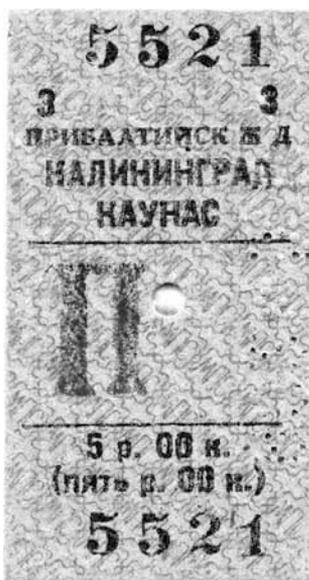
Traditionsbewusstsein der Jugend: Trachten und Volkslieder waren Bestandteil der Befreiungsbewegung.

Zurück in Vilnius, bekamen wir bald eine konkretere Vorstellung vom russisch-litauischen Verhältnis in Sowjet-Litauen. Irgendjemand aus dem Bekanntenkreis unserer Gastgeber hatte herausgefunden, dass man die Sache mit dem Transitvisum auch vor Ort legalisieren könne. Dann müssten wir heimwärts nicht über Rumänien fahren und hätten ein paar Tage länger Zeit. Etwas ungläubig, aber erwartungsvoll suchten wir mit unseren Freunden die zuständige Polizeidienststelle auf. Dort war die Amtssprache Russisch, und es gab offenkundig niemanden, der Litauisch verstand bzw. verstehen wollte. Das Ergebnis unserer naiven Selbstanzeige war, dass wir – unsere Gastgeber und wir beide – jeweils 150 Rubel Strafe zahlen mussten, also insgesamt 450 Rubel. Außerdem hatten wir binnen 48 Stunden das Land zu verlassen, und zwar – was durchaus in unserem Sinne war – auf dem kürzesten Wege.

### Ohne Eimer in Russisch-Ostprien

Im darauffolgenden Jahr 1986 besorgten mir unsere Freunde in Vilnius eine offizielle Einladung. So konnte ich das bereits beantragte Transitvisum benutzen, um im August über Breslau und Krakau nach Ungarn zu fahren.

Ende September 1986 brach ich zum zweiten Mal nach Litauen auf, diesmal allein. Das herbstliche Reisedatum war in meiner Hoffnung begründet, dass sich vielleicht eine Gelegenheit ergab, zur Vogelzugzeit auf die Kurische Nehrung zu kommen. Von Vilnius aus fuhr ich bald nach Kaunas weiter. Dort erkundigte ich mich nach der Möglichkeit, den Kaliningradskaja Oblast, den Königsberger Bezirk,



Mein Ticket in die verbotene Stadt: Eine Fahrkarte nach Kaliningrad bekam ich problemlos.

also das nördliche Ostpreußen, zu besuchen. Man riet mir ab, weil das eine bettelarme Gegend sei. Für Ausländer war es verboten, dorthin zu fahren; besondere Ausweiskontrollen an der Grenze gebe es aber nicht. Ich war noch unschlüssig, da sagte plötzlich mein Gastgeber, Valdas Pelegrimas: Der nächste Zug fährt kurz nach Mitternacht in Kaunas ab und kommt morgen früh kurz vor 7 Uhr am Südbahnhof in Kaliningrad an. Es waren also nur noch gut zwei Stunden Zeit. Valdas rief dann ein Taxi. Im Gegensatz zur DDR hatte im sowjetischen Litauen nahezu jede Wohnung ein Telefon, und es gab stets ausreichend und bezahlbare Taxis.

Der Schlafwagenzug kam aus Charkow und war ziemlich voll. Ich holte mir beim Schaffner Bettwäsche und bezog die mir zugewiesene Liege in einem dreigeschossigen Bettgestell. Das schlechte Russisch erregte bei einem in Litauen zugestiegenen Passagier offenbar keinen Verdacht. Da die übrigen Reisenden schon schliefen, wurde ich in keine Gespräche verwickelt. Als der Zug

in Königsberg ankam, brach gerade ein wunderbar klarer und heiterer Tag an. Das Erste, was mir in der Bahnhofshalle begegnete, war eine große Hinweistafel. Darauf waren die Bahnhöfe im Bezirk aufgelistet und jeweils vermerkt, ob man eine Sondergenehmigung brauchte, um dorthin zu fahren. Schließlich war hier ein militärisches Sperrgebiet am anderen, und auch in Kaliningrad trug etwa die Hälfte der Männer Uniform. Mein Blick schweifte noch mal über diese Tafel, da sah ich, dass Selenogradsk (Cranz), die kleine Stadt am Meer, wo die Kurische Nehrung beginnt, frei war. Ein Zug nach Selenogradsk fuhr in einer halben Stunde. Als ich eine Fahrkarte kaufen wollte, verwies man mich an die Automaten. In der Mitte der Bahnhofshalle stand eine Reihe von acht oder zehn Fahrkartensautomaten. Jeder war auf nur einen Zielort programmiert. Am Apparat für Selenogradsk zeigte sich, dass es zwei Möglichkeiten gab: entweder nur eine Hinfahrt oder Hin- und Rückfahrt. Ich wählte die Option zwei. Dann setzte ich mich in den Zug.

Da noch zwanzig Minuten Zeit bis zur Abfahrt waren, war ich der Erste im Waggon. Nach zehn Minuten kam der zweite Passagier. Er hatte einen Plastikeimer in der Hand. Dann die nächsten beiden. Auch sie hatten je einen Eimer dabei. Dann füllte sich der Zug. Jeder, wirklich jeder, hatte mindestens einen Eimer in der Hand, manche auch zwei. Nun begann ich mich unwohl zu fühlen. Schließlich wollte ich hier unter keinen Umständen auffallen. Und nun hatte ich als Einziger keinen

Eimer. Dann fuhr der Zug los. Als er in den nächsten Bahnhof einrollte, immer noch im Stadtbereich von Kaliningrad, dieselbe Situation: Alle Leute, die am Bahnsteig standen, hatten einen Eimer in der Hand. Jetzt bekam ich fast Panik. Machte ich mich verdächtig, weil ich ohne Eimer war? Am nächsten Bahnhof wieder dasselbe Bild. Dann die Fahrscheinkontrolle. Immerhin nahm der Schaffner keinen Anstoß daran, dass ich keinen Eimer dabei hatte. – Auf dem ersten Dorfbahnhof stiegen etliche Leute mit Eimer wieder aus. Auf der nächsten Station lüftete sich das Geheimnis: Sie fuhren in den frühen Morgenstunden zum Pilzesammeln in die Wälder der Umgebung. Und Pilze sammelte man hier eben nicht in Körbe, sondern in Eimer. Auch wenn mir etwas übel wurde bei dem Gedanken, dass hier fünf Monate zuvor der erste Cäsium-Regen aus Tschernobyl niedergegangen war, fiel mir ein Stein vom Herzen: Ich war nicht in Gefahr, nur weil ich ohne Eimer reiste.

In Selenogradsk waren es nur wenige Minuten Fußweg vom Bahnhof bis zum Meer. In der Stadt standen noch fast alle alten Häuser. Ein typischer deutscher Badeort. Und ein herrlich breiter Strand. Ich lief geradewegs nach Norden – auf die Nehrung zu. Etwa 500 Meter vor einem Wachturm stoppte ich. Als ich zur parallel zum Strand verlaufenden Straße ging, sah ich das Hinweisschild nach Rybatschij (Rossitten) und nach Klaipėda (Memel). Ich war auf der Nehrungsstraße! Doch weiter vorn, etwa auf der Höhe des Wachturms, war ein Schlagbaum zu sehen. Und da war klar, dass es für mich hier nicht weiterging. Ich zog mich lieber wieder an den Strand zurück und genoss es, dort zu sein, wo die Kurische Nehrung beginnt. Vom Vogelzug war außer einigen kleinen Buchfinkenschwärmen nicht viel zu sehen. Ein Sperber flog ins Bild, als ich ein paar Landschaftsaufnahmen machte. Aber welcher zaubernd klarer Himmel, welcher weiter Horizont! Und die klaren Konturen der Wolken! Hier zeigte sich, dass es bei sauberer Luft zu keiner Lichtdiffusion kommt, das heißt, die Unterseiten der Wolken nicht durch die Lichtreflexion der Dunstpartikel von unten beleuchtet werden, sondern dunkel erscheinen – also alle Schattierungen scharf abgesetzt sind und man die Wolkengebilde in einem tiefen Kontrast aus weißer Oberseite und dunkler Unterseite sieht.



Einst galt das Seebad Cranz als das Tor zur Kurischen Nehrung: 1986 war hier für mich Endstation.

In Vilnius hatte mir einmal eine junge Frau erzählt, dass viele Litauer, die seit Jahrzehnten in den USA oder in Westeuropa leben, dort am meisten die *litauischen Wolken* vermissen würden. Da ich im Chemiebezirk mit einem permanent industriell eingetrübten Himmel aufgewachsen war, beeindruckte es mich sehr, dass hier die Wolken ein Thema waren.\*

Vielleicht hatte es auch mit den Wolken zu tun, was Johannes Jänicke in seiner Biographie\*\* über diese Gegend schrieb: Er, der in den 1960er und 1970er Jahren evangelischer Bischof in Magdeburg war, stammte aus Ostpreußen und lebte bis 1948 als Pfarrer in Palmnicken. In den Jahren von 1945 bis 1948 mussten im nördlichen Ostpreußen verbliebene Deutsche stets mit Übergriffen durch Russen rechnen, viele wurden auf offener Straße überfallen oder sogar umgebracht. In dieser Zeit hielt Jänicke regelmäßig deutsche Gottesdienste in einem leerstehenden Haus im über zwanzig Kilometer entfernten Cranz ab und lief den Weg dorthin stets im Talar zu Fuß. Rückblickend vergleicht er diese Erlebnisse mit seiner Magdeburger Zeit und meint, ganz im Gegensatz zu seiner Situation als Magdeburger Landesbischof habe er die Atmosphäre in der extremen Nachkriegssituation in Ostpreußen trotz allem immer als unter einem »offenen Himmel« erlebt. Es ist wohl nicht zu leugnen, dass eine Eintrübung der Luft mit einer Eintrübung der Stimmung einhergeht. Wo die Räumlichkeit und Klarheit des Tag- und Nachthimmels nicht mehr wahrgenommen werden kann, scheint auch das religiöse Gefühl des Eingebundenseins in die Welt verloren zu gehen.

Insoweit war ich an jenem Septembertag in Cranz/Selenogradsk nicht nur euphorisch, weil ich die Kurische Nehrung gesehen hatte, sondern es lag eine Atmosphäre in der Luft, in der ich mich trotz Wachturm, Schlagbaum und Uniformierten unglaublich frei und tatsächlich irgendwie dem Himmel nah fühlte. Den Nachmittag nutzte ich für einen Stadtrundgang durch Königsberg/Kaliningrad. Vom Bahnhof aus ging ich zu Fuß über die Brücke an der alten Börse zur Dominsel. Am Grabmal Immanuel Kants am Dom war gerade eine russische Reisegruppe, und die Stadtführerin hielt ein Bild Kants nach oben. Ansonsten war vom alten Königsberg nicht mehr viel zu sehen; Siebziger-Jahre-Plattenbauten soweit das Auge reichte.

Mit einem Zug nach Leningrad fuhr ich dann nach Kaunas zurück. In diesem Zug waren die einzelnen Waggons untereinander nicht verriegelt, und es gab sogar einen Speisewagen. Noch ehe wir Insterburg/Tschernjachowsk passiert hatten, ging ich dorthin und staunte über den schlichten, aber geschmackvollen Blumenschmuck auf den Tischen. In einfachen Vasen war jeweils gelber Reinfarn, mit einigen Zweigen weißer Schneebeeren und roter Hagebutten kombiniert. Frisch

\* Siehe die Farbaufnahme auf Seite 298 in diesem Buch-

\*\* Jänicke, Johannes: Ich konnte dabei sein. Lebensweg des Johannes Jänicke (1900–1979), von ihm selbst erzählt, Wichern-Verlag, Berlin 1984.

geschnittene herbstliche Stängel und Zweige, wie sie gerade an jedem Bahndamm oder Güterbahnhof zu finden waren. Auf den Tischen des fast leeren Speisewagens wirkten sie ausgesprochen edel und schienen das Klischee vom russischen Hang zum Kitsch zu widerlegen.

In Kaunas angekommen, traf ich dort noch am selben Abend Carlo Jordan aus Ost-Berlin. Über Carlo lernte ich Vytautas Balzys und seine Frau Salomėja kennen und über diese ihre Geschwister Dalia Jonynaitė und Jonas Jonynas in Vilnius. Dalia war Biologin, und Jonas wurde später einer der Begründer der Grünen Partei Litauens. Nach einigen schönen Tagen in Vilnius und Umgebung fuhr ich über Warschau wieder zurück nach Gera.

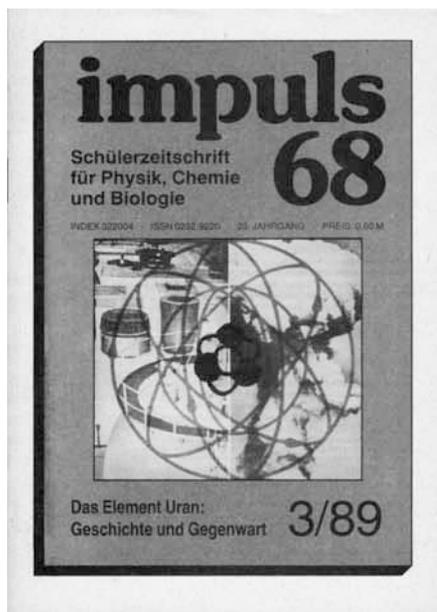
### Die UdF-Szene zu Hause

Auch 1987 hatte ich ein Transitvisum beantragt und erhalten, doch konnte ich die Reise krankheitsbedingt nicht antreten. So ist mir immerhin ein originales Transitvisum erhalten geblieben.

Bei einer gemeinsamen Erkundungs- und Fototour mit Siegbert Schefke von der Ost-Berliner Umweltbibliothek in das Uranabbaugebiet von Johannegeorgenstadt Anfang September 1987 wollte ich in Oberwiesenthal über die Grenze in die Tschechoslowakei. Dort ließ man uns beide nach der Ausweiskontrolle nicht über die Grenze. Reisesperre! Nun gehörten wir also zu denen, die gar nicht mehr raus durften. Eine Begründung gab es nicht, nicht mal irgendeinen Bescheid, und man wusste nicht, wie lange man eingesperrt bleiben würde. Natürlich war auch klar, dass ich auf nicht absehbare Zeit keinerlei Visum oder Transitvisum mehr bekommen würde.

Das Jahr 1988 stand für mich ganz im Zeichen der Fertigstellung und Verbreitung meiner Dokumentation »Pechblende« über die Folgen des Uranbergbaus – und all der Konflikte mit dem DDR-Staat, die sich daran anschlossen. Erst Anfang 1989 spielte das Thema SU-Reisen wieder eine Rolle. Jörn Mothes hatte mich zu einer UdF-Party nach Kunitz bei Jena mitgenommen. Dort wurden viele Dias gezeigt: Kaukasus, Pamir, Baikal, Sibirien. Auch ich hatte ein paar Dias mitgebracht, aber keine aus der Sowjetunion. Ich erzählte von meiner Reisesperre und zeigte ein paar Bilder aus der DDR, die ich mit ähnlich kritischem Blick aufgenommen hatte wie die meisten Transittouristen ihre Reisefotos. Meine Bilder von Uranschlamm-Depotien, Mai-Demonstrationen, einfältiger SED-Propaganda in den Schaufenstern von Schusterwerkstatt oder Stoffreste-Spezialgeschäft fanden Anklang. Nun gehörte ich auch ohne Hochgebirgs-Dias mit dazu und begriff, was die UdF-Szene mit den oppositionellen Gruppen verband – aber auch, was sie von diesen unterschied.

Der Philosoph Viktor von Weizsäcker hat einmal geschrieben: »Im Kampfe wird man dem Gegner immer ähnlicher.« Anhänger der »harten« Opposition in der DDR wirkten auf ihre Umgebung oft ähnlich abschreckend wie die Agitatoren der SED. Auch sie hatten meist mehr Antworten als Fragen, auch sie wirkten auf



2000 Exemplare eingestampft: Weil die Zensur schlief, erreichte ein Drittel der Auflage seine Leser dennoch.

etwas wie eine »Aktiv-Immunsierung« gegen den Sowjet-Kommunismus gab, dann waren die UdF-Reisenden hervorragend therapiert.

Bezeichnend für die große innere Freiheit der UdF-Akteure war auch die Vermittlung meines kritischen Uranbergbau-Beitrags an eine bisher linientreue FDJ-Zeitschrift der Jenenser Universität. Seit Ende 1988 hatte ich mich um eine Neuauflage meiner Untergrundchrift »Pechblende« bemüht. Die Stasi hatte meine Studie als »eine dauernde erhebliche Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit« bewertet und daher nichts unversucht gelassen, um kirchliche Stellen einzuschüchtern und von der Herausgeberschaft einer Neuauflage oder auch nur der Bereitstellung von Drucktechnik abzubringen. Bei dem UdF-Treffen in Kunitz erzählte ich dem Physikstudenten Karsten König von dieser Situation – und er hatte spontan eine geniale Idee: Er kenne ein Redaktionsmitglied der von der FDJ herausgegebenen Studentenzeitschrift mit dem mehrdeutigen Titel »Impuls 68«, den Forschungsstudenten Klaus-Dieter Herbst. Der könne vielleicht meinen aktualisierten Uran-Beitrag dort unterbringen. In der Mai-Ausgabe von »Impuls 68« erschien dann neben einem schönen Artikel von Karsten König über das UdF-Original Gustav Ginzler und sein »Misthaus«\* im Isergebirge auch mein

\* Siehe in diesem Buch S. 408ff.

ihre Umgebung oft wichtigtuerisch und rechthaberisch. Der vordergründig politische Teil der oppositionellen Szene, der zumeist aus ehemaligen SED-Mitgliedern bestand, war in den West-Medien erfolgreicher als die eher »weiche« Widerstandsszene der kirchlichen Basisgruppen. Trotz aller Antipathien gegen den Funktionärsstaat – große Sympathien genossen die erklärten Kämpfer gegen das SED-Regime allgemein nicht, besonders hingezogen fühlten sich da nur wenige. Die UdF-Bewegung war dagegen eine ganz und gar kampfflose Gegnerschaft zum SED-Staat. Vielleicht wirkten genau deswegen die subversiven Nutzer des Transitvisums viel freier; sie erschienen vom Naturell der Funktionäre viel weiter entfernt als viele Dissidenten. Sie haben die Freiheit nicht gefordert, sondern praktiziert. Und wenn es so

Uran-Beitrag. Mein als staatsfeindlich eingestuftes Thema war nun sogar die Titelgeschichte der FDJ-Zeitschrift. An dieser Stelle hatte die Stasi meine Pechblende-Neuaufgabe nun ganz und gar nicht vermutet. So war bereits ein Drittel der Auflage ausgeliefert, als die Genossen von der Zensur aufwachten.

Die weiterhin bestehende Reisesperre machte mich zunehmend wütend. Denn dieser DDR-Arrest hinderte mich nicht nur am Reisen, sondern isolierte mich auch. Es drohte wieder ein einsamer Sommer zu werden, denn niemand aus meinem Freundeskreis verbrachte seinen Urlaub in der DDR. Da ich kaum noch etwas zu verlieren hatte, wagte ich einen Erpressungsversuch: Bisher hatte ich an keiner »Wahl« in der DDR teilgenommen. Angesichts der hochrangigen Agitatoren, die mir deswegen ins Haus geschickt wurden, war mir klar, wie wichtig dem SED-Staat die nahezu hundertprozentige Wahlbeteiligung war. So schrieb ich an den Rat der Stadt Gera und an das Zentralkomitee der SED, dass ich nicht zur Wahl ginge, falls nicht die Reisesperre bis zum 7. Mai 1989 aufgehoben würde. Völlig verblüfft war ich dann, dass das tatsächlich genauso funktioniert hat. Die Stasi schrieb darüber:

Am 17.04.89 richtete der Verdächtige eine Eingabe an den Rat der Stadt Gera, Abteilung Inneres, worin er die Klärung der ständigen Zurückweisung an der Staatsgrenze Süd – eingeleitete Reisesperre in Abstimmung mit der Hauptabteilung XX/4 – und somit den Ausschluß vom paß- und visafreien Reiseverkehr in die ČSSR bis zu den Kommunalwahlen am 07. Mai 1989 fordert. Andernfalls werde er auf eine Stimmabgabe verzichten, da die Kandidaten der Nationalen Front in diesem Falle nicht seine persönlichen Rechte/Interessen durchsetzen/vertreten würden. [...] Um den Verdächtigten, welcher bisher an keiner Wahl in der DDR teilgenommen hat, keinen Vorwand für weitere Aktivitäten zu liefern, erfolgte die zeitweilige Aussetzung der Reisesperre und die Durchführung eines Gespräches durch den Stellvertreter des Oberbürgermeisters für Inneres von Gera zur Beantwortung der Angelegenheit. Ihm wurde mitgeteilt, daß er keinen Reisebeschränkungen unterliegt und darauf verwiesen, bei seinen Aufenthalten im Ausland entsprechend der Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers der DDR aufzutreten. Durch den Verdächtigten wurde daraufhin

- eine Reise nach Vilnius – SU – eingereicht, genehmigt und
- von seinem Wahlrecht kein Gebrauch gemacht.

Vom 11.06. bis 23.06.89 reiste er nach Vilnius/UdSSR aus. Ab 01.07.89 ist die Reisesperremaßnahme wieder wirksam.

Im zweiten Halbjahr 1989 wurde allerdings das MfS durch Fluchtwelle, Massendemonstrationen und schließlich auch durch die Bürgerkomitees anderweitig beansprucht. So durfte ich dann doch Mitte August nach Polen und Anfang Oktober noch einmal nach Litauen ausreisen.

### Revolutionsimpuls in Vilnius

Im Juni 1989 fuhr ich mit einem Direktvisum, das ich aufgrund einer regulären Privateinladung erhalten hatte, nach Litauen. In Vilnius und Kaunas verbrachte ich einige Tage zusammen mit Jörn und Heike Mothes aus Jena bzw. Schwerin.



Tabubruch in Litauen: In Vilnius war der Hitler-Stalin-Pakt bereits im Juni 1989 ein öffentliches Thema.

Dort angekommen, fand ich Litauern in einer völlig anderen Atmosphäre wieder, als ich es drei Jahre vorher verlassen hatte. Es herrschte eine Aufbruchstimmung und dennoch große Anspannung. Die Zugehörigkeit Litauens zur Sowjetunion wurde nun offen und von allen Seiten (einschließlich des KP-Vorsitzenden Brazauskas) zur Disposition gestellt. Es gab politische Talkshows im Fernsehen, bei denen all diese Fragen offen und kontrovers diskutiert wurden – eine für die damaligen DDR-Verhältnisse völlig undenkbare Situation. Andererseits lag die Gefahr einer gewaltsamen militärischen Intervention Moskaus in der Luft. Und der Innenpolitiker Gorbatschow wurde in den nicht-russischen Sowjetrepubliken gänzlich anders wahrgenommen, als der Außenpolitiker Gorbatschow in der DDR und in der Bundesrepublik gesehen wurde.

Wir erlebten in diesen Junitagen Demonstrationen für die Unabhängigkeit Litauens und überwältigend große Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an die Deportationen eines Großteils der baltischen Bevölkerung in der Stalin-Zeit. Trotz der freudigen Anteilnahme an der mutigen Aufbruchstimmung war unsere erste Reaktion eher Resignation. Wir glaubten nicht, dass sich in Ostdeutschland jemals eine ähnlich große Mehrheit finden würde, um offen gegen das DDR-System zu protestieren. Der zweite Gedanke machte mich aber sehr nachdenklich. Hier wurde uns in aller Deutlichkeit vor Augen geführt, wie sehr der von uns erhoffte und erwartete Befreiungsimpuls der osteuropäischen Völker mit einer Aufarbeitung der Geschichte verbunden sein wird und verbunden sein muss. Es zeigte sich



Ein Volk steht auf: Hunderttausende Litauer beteiligen sich im Juni 1989 an Demonstrationen und Gedenkveranstaltungen.

bereits, dass in einem befreiten Osteuropa zunächst Vergangenheitsthemen und nicht Zukunftsfragen im Mittelpunkt stehen würden. Und es zeichnete sich ab, dass wir unsere Debatten über eine »zukunftsfähige Welt«, über die »Grenzen des Wachstums« und über einen »Dritten Weg« wohl erst einmal vertagen mussten.

Beschämend war, wie wenig wir über den Hitler-Stalin-Pakt wussten, der hier auf allen Straßen ein öffentliches Thema war. Auch war es für unsere Gastgeber unverständlich, dass wir zunächst nicht begriffen hatten, warum die Schrecken der deutschen NS-Besatzung bei den Litauern viel weniger präsent waren als die Schrecken der Stalin-Despotie. Uns wurde schnell bewusst, dass wir dringend Nachhilfeunterricht brauchten über die jüngere osteuropäische Geschichte. Auch wenn wir es damals noch nicht so formulieren konnten: dass die historisch-politische Bildung zu den großen Herausforderungen der nahen Zukunft gehören würde, haben Jörn Mothes und ich im Juni 1989 in Vilnius begriffen.

Es waren bewegende Szenen, die wir bei den Protest- und Gedenkveranstaltungen miterlebten, als mehrere Hunderttausend Menschen auf dem Platz vor der Kathedrale von Vilnius zusammen kamen. Wir sahen aber nicht nur die große Masse, sondern auch die einzelnen Menschen, viele bewegte, hoffnungsvolle und nachdenkliche Gesichter. Irgendwann wechselte ich das Objektiv, weil mich diese Gesichter mehr beeindruckten als die Masse.

Dann war ich noch ein paar Tage bei Judita und Eimuntas Akromiai zu Gast. Zusammen mit deren Freunden Lilija und Girvydas Duobliai besuchten wir den

Künstler Levas Bekeras in der von ihm ausgebauten Wassermühle in der Nähe von Ukmergė. Stärker als in den Jahren zuvor erlebte ich, dass die Ruhe und Abgeschiedenheit der ländlichen Gebiete Litauens auch als ein Wert erkannt wurde, der durch Modernisierung beeinträchtigt werden kann. Auch in der Stadt Vilnius gab es nun mehr Menschen, die das enorme Potenzial des elend heruntergekommenen Vorortes Užupis erkannten. Wir waren hier wieder einen ganzen Tag durch die Gassen gelaufen. Der alte polnische Friedhof kündete von einem geschichtsträchtigen Ort mit reicher Kultur und wohlhabenden Menschen. Und er versetzte mich in eine ganz besondere Stimmung. Hier war kein Hauch von Sowjet-Kommunismus zu spüren – und hierher kam keine der offiziellen Intourist-Reisegruppen. Der zynische Spruch »Armut ist der beste Denkmalspfleger« schien sich in Užupis zu bewahrheiten, weil trotz des baulichen Verfalls der Charakter des Ortes noch erlebbar war. Ob dies aber nach einer – sozialistisch oder marktwirtschaftlich geprägten – modernen Überbauung noch der Fall sein würde, schien fraglich. Dass da eine Zukunft Litauens unter dem westlichen Wirtschaftssystem (ich bin 1989 keinem Litauer begegnet, der sich eine andere Zukunft Litauens hätte vorstellen können) nicht nur Chancen, sondern auch Gefahren barg, schwang in manchen Diskussionen schon mit. Überhaupt war es beeindruckend zu erleben, dass sich die Menschen Anfang 1989 schon längst gedanklich und mental von der Sowjetunion verabschiedet hatten, während in der DDR immer noch allgemein davon ausgegangen wurde, das Ende dieses Systems nicht mehr selbst zu erleben.

Meine Rückkehr in die DDR Ende Juni 1989 empfand ich als einen mittleren Schock. Nicht die Borniertheit der kleinkarierten Statthalter des alten Systems entsetzte mich, sondern die allgemeine Lähmung und der anscheinend beschränkte Horizont der Masse. Es kam mir vor, als ob Bitterfeld und Wolfen, Leuna und Buna, Espenhain und Böhlen, Deuben und Tröglitz, Piesteritz und Zschornowitz und all die anderen mitteldeutschen Dreckschleudern nicht nur die Vernebelung des physischen Horizontes bewirkt hatten, sondern auch eine Eintrübung des Bewusstseins. Wer in der Natur nie einen klaren Horizont sieht, kann ihn vielleicht auch in seiner Biographie und in der Perspektive seines Landes nicht finden. Mir kamen die zwei Wochen unter litauischen Wolken jedenfalls vor wie eine Therapie.

Zum Vogelzug auf der Kurischen Nehrung

Ende September 1989 hatte auch in der DDR die Wendezeit begonnen. Die Initiative zur Gründung einer Sozialdemokratischen Partei war mir seit Juli bekannt, das Neue Forum hatte seinen Gründungsauf Ruf im September veröffentlicht, und am 1. Oktober sollte der Demokratische Aufbruch in Ost-Berlin formell gegründet werden. Angesichts der baltischen Sammlungsbewegungen wie Sajūdis in Litauen wollte ich bei dieser Gelegenheit eine Einigung der verschiedenen konkurrierenden oppositionellen Initiativen erreichen. Bei Sebastian Pflugbeil vom

Neuen Forum und Ehrhart Neubert vom Demokratischen Aufbruch war jeweils das Haus von Polizei umstellt, also kein Hereinkommen möglich. Ein Teil derer, die zur Gründungsversammlung des Demokratischen Aufbruchs kommen wollten, versammelte sich deshalb in einem evangelischen Gemeindehaus in Pankow. Als auch dort das Haus von Polizei umstellt wurde, entschloss ich mich, gemeinsam mit Jörn Mothes, Markus Meckel und (dem später als Stasi-Spitzel enttarnten) Ibrahim Böhme, zur Flucht durch den Hinterausgang über die S-Bahngleise ins Freie. Ich wollte auch deswegen keine tagelangen Stasi-Vernehmungen riskieren, weil am nächsten Morgen mein Zug nach Litauen fuhr. Jahrelang hatte ich darauf gehofft, einmal zur Vogelzugzeit auf die Kurische Nehrung zu kommen. Nun sah ich die Chance gekommen – da konnte mich auch das plötzliche politische Erwachen der Ostdeutschen nicht mehr daran hindern.

Erst in Vilnius erfuhr ich, dass die DDR nun auch die Grenze zur Tschechoslowakei für alle geschlossen hatte. Zu meinen Gastgebern sagte ich spontan, das sei in etwa so, als ob man einen auf großer Flamme stehenden Dampftopf voll Wasser ganz fest zuschraubt und dann abwartet, was passiert. Es war völlig klar, dass dies eine gewaltige Explosion ergeben musste – und doch spürte ich eine Erleichterung darüber, dass ich nun einen gewissen Sicherheitsabstand zu diesem Szenario hatte. Von den Stasi-Plänen für Isolierungslager wussten wir nichts, dass man aber in einer solchen Situation als Oppositioneller in Gefahr war, war mir bewusst. Nun sah ich mich in der paradoxen Situation, dass ich mich in der Sowjetunion erheblich sicherer fühlte als zu Hause. Zusammen mit der Biologin Dalia Jonynaitė aus Vilnius brachen wir, Claudia Bäßler aus Leipzig und ich, zur Kurischen Nehrung auf. In Memel/Klaipėda sagte uns die Biologiestudentin Daugoule Krasauskaitė, wir sollten uns an den Leiter der Litauischen Vogelberingungsstation in Schwarzort/Juodkrantė, Vytautas Pareigis, wenden. Leider erreichten wir ihn damals nicht, sondern ich traf ihn und seine Familie erst zwei Jahre später – doch dies ist schon der Anfang einer anderen wunderbaren litauischen Geschichte...

Von Klaipėda aus fuhren wir ohne irgendwelche Kontrollen mit dem Bus nach Nidden/Nida mitten auf der Kurischen Nehrung und nahmen dort Quartier in einem alten Fischerhaus. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Rossitten/Rybatschij. Damals wurde in Litauen darüber diskutiert, ob das nördliche Ostpreußen, das auch als Kleinlitauen bezeichnet wurde, im Falle einer Auflösung der Sowjetunion Litauen zugeschlagen werden sollte. Auf unserer Busfahrt sahen wir dann Spuren dieser Bewegung, so den von Hand geschriebenen Schriftzug »Pilkopė« am Bushaltestellenschild von Pillkopen/Morskoje. In Rossitten angekommen, gab es ein für mich bewegendes »Wiedersehen« mit Orten, die ich anhand der Fotos aus Thienemanns Rossitten-Buch von 1927 vor Augen hatte. Doch die Realität war nun eine gänzlich andere. Die Kirche war eine Halle, in der Fischnetze repariert und zu Reusen zusammengefügt wurden. Überhaupt schienen hier Fischnetze der heimische Rohstoff schlechthin zu sein: Ob die Ab-



Mit Fischnetzen umwickelte Heizungsrohre überbrücken die Straße vor der ehemaligen Vogelwarte.

treter vor den Haustüren, die Gartenzäune, die Isolierungen der Heizungsrohre oder die »Gitter« an den Hühnerställen – alles bestand aus Fischnetzen. Das von Thienemann erbaute Museumsgebäude der Vogelwarte fungierte als Sägewerk.

Die biologische Station der Leningrader Universität in der Straße des Sieges des Fischerdörfchens Rybatschij fanden wir schnell. Neben dem russischen Institutschild hatte man das alte deutsche Schild der »Vogelwarte Rossitten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft« angebracht. Obwohl unangemeldet, wurden wir überaus freundlich von den Instituts-Mitarbeitern empfangen. Die Biologin T. W. Dolnik erzählte, dass ihr Mann, Viktor R. Dolnik, zu der Gruppe um Lew Osipowitsch Belopolskij gehörte, die 1956 die Vogelwarte als Biologische Station wieder eröffnet hatten. Während sie uns durchs Dorf zum alten Waldfriedhof führte, erzählte sie, dass wir die ersten Deutschen seien, die seit Kriegsende diesen Weg gingen.



Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Straße des Sieges: Die deutsche Tafel von 1901 ist neben dem sowjetischen Institutsschild der Biologischen Station in die Wand eingelassen.



Reparatur und Verarbeitung von Fischnetzen in der Dorfkirche von Rossitten, Oktober 1989

Der Friedhof lag außerhalb des Ortes jenseits der Nehrungsstraße in Richtung Meer. Hinter dem russischen Friedhof mussten wir noch ein Stück durch den Wald gehen, um zum deutschen zu kommen. Dort, wo einst Hecken den Weg gesäumt hatten, standen nun zwei enge Baumreihen. Eine dichte Allee ohne Weg, mitten im Wald. Rechts und links davon, also beiderseits des ehemaligen Friedhofshauptweges, befanden sich einst die Grabstellen. Wir sahen davon nur Löcher und daneben befindliche Hügel. Einige davon waren ganz frisch. Hier waren offenkundig Grabplünderer am Werk. Noch ganze zwei Grabsteine standen auf dem Friedhofsgelände. Einer war vom Düneninspektor Franz Epha, der hier als erster durch Bepflanzung mit Bergkiefern die Wanderdünen zum Stehen gebracht und damit etliche Dörfer vor ihrer Verschüttung gerettet hatte. Der andere Grabstein war der von Johannes Thienemann. Frau Dolnik erzählte, ihr Mann habe ihn mit seinen Mitstreitern auf dem völlig zerstörten deutschen Friedhof wieder aufgestellt. Sie hätten das sogar mehrmals tun müssen, weil er immer wieder umgeworfen wurde. Zuletzt hätten sie ein Betonfundament gegossen, damit er stehenblieb.

An diesem Ort war das Drama des 20. Jahrhunderts mit Händen zu greifen. Deutsches Kulturerbe ohne einen einzigen Deutschen weit und breit. Entwurzelte Russen, die zum Teil aus Orten kamen, die von Deutschen im Zweiten Weltkrieg niedergebrannt worden waren, deren Hass also nachvollziehbar war. Und einige Russen, die sich bewusst in eine von Deutschen begründete Tradition hineinstellten



Innehalten am Grab Johannes Thienemanns: Die Biologinnen Dalia Jonynaitė aus Vilnius und T. Dolnik aus Rybatschij.

und an einem geschändeten Friedhof versuchten, ein Stück Menschenwürde mit Zement zu befestigen.

Nun standen wir andächtig am Grab Thienemanns – eine Russin, eine Litauerin und zwei DDR-Deutsche. Auf dem Grabstein lasen wir den Satz: »Großer Gott, wir loben Dich.« Über unseren Köpfen zogen Hunderte Wildgänse in langen Ketten laut rufend in Richtung Südwesten. Unsere Gedanken gingen mit ihnen – in dem Wissen, dass sie in wenigen Tagen auf den Wiesen und Feldern an Elbe und Mulde einfallen würden. Es war der 9. Oktober 1989. An jenem Entscheidungstag, als in Leipzig 70 000 mutige Demonstranten eine gewaltsame Niederschlagung des Aufbruchs vereitelten und damit die unumkehrbare Wende in der DDR bewirkten, war ich – zusammen mit einer Leipzigerin – auf dem alten Rossittener Waldfriedhof.

Für den nächsten Tag luden uns die russischen Ornithologen zu ihrer Fangstation »Fringilla« ein, die sich etwa 15 Kilometer südlich von Rossitten in den Dünen befand. Dort gab es eine riesige Fangreuse, die im Frühjahr mit der Öffnung nach Süden und im Herbst mit der Öffnung nach Norden aufgebaut wurde. Die meisten Zugvögel, insbesondere die größeren, flogen natürlich über die zwölf Meter hohe Reuse drüber. Aber die Kleinvögel, die sich tagsüber in kleinen Schritten von Baum zu Baum und von Strauch zu Strauch südwärts bewegen, die fingen sich massenweise darin. An jenem Tag war ein Goldhähnchen-Tag. Die Luft schwirrte förmlich, überall flogen diese winzigkleinen Wintergoldhähnchen herum, alle in dieselbe Richtung. Und alle zehn Minuten kam einer der Forscher mit einigen